

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1840

Aktenzeichen

ohne

Titel

Schriftensammlung von Bruno Schottstädt

Band

Laufzeit 1953 - 1991

Enthält

Tagungs-, Visitations- und Reiseberichte; Referate zu unterschiedlichen Anlässen

In Solidarität bei Gott und den Menschen
- von einer ökumenischen Tagung in Vancouver/Kanada -

Der Ökumenische Rat der Kirchen führt in seiner Abteilung "Weltmission und Evangelisation" eine besondere Arbeitseinheit "Urbane und industrielle Mission". Diese Missionsarbeit ist schon zehn Jahre alt und hat sich seitdem mit einem sehr eigenen Kurs entwickelt. Damals - vor zehn Jahren - in Enugu, fand der Zentralausschuß des Ökumenischen Rates es für angebracht, angesichts der wachsenden Großstädte in der Welt und der vielen entstandenen neuen Wohnstädte eine Missionsarbeit zu planen und zu starten, in der besonders den modernen Menschen in den Großstädten nachgegangen wird. Der säkularisierte und damit der urbane Mensch stand in Blickfeld angesichts des Auftrages der Evangeliumskündigung. Es war auch die Gemeindestruktur im Gespräch, und natürlich sollte in den Großstädten ökumenisch gearbeitet und gelebt werden, in der urbanen und industriellen Mission sollte jedem konfessionellen Arbeiten in der Stadt ein Ende gesetzt werden. Zu Beginn dieser Arbeit war man an Modellen in den USA und in Westeuropa orientiert, aus diesen beiden Bereichen kamen auch die Gelder und die sogenannten Trainer in dieser Pionierarbeit.

Heute ist das ganz anders. Heute führen in der urbanen Mission nicht mehr die Weißen in den USA und Westeuropa, heute kommen die entscheidenden Stimmen aus Asien, Lateinamerika und Afrika und aus den Kirchen in den sozialistischen Ländern. Die Welt hat sich verändert. Auch die Städte und die Menschen und mit den Menschen in den Großstädten die Probleme, sie sind andere geworden. Fast alle Großstädte in vielen Ländern der sogenannten Dritten Welt und in den USA ähneln einander, nur eine kleine Schicht lebt in guten Wohnungen, in materiellen Überfluß, mit Bildung und Kultur, die Mehrheit wohnt in ärmlichen Häusern, ist arbeitslos, wird von den Großkonzernen ausbeutet, politisch von Parteien manipuliert, hat keine Bildungschancen und kann am kulturellen Leben des Volkes nicht teilnehmen.

Gegen diese Zustände wird in den Zentren der urbanen Mission heute gearbeitet. Mit Hilfe vieler kleiner und großer teams wird versucht, die Menschen in den Elendsvierteln der Großstädte zu organisieren, sie politisch zu aktivieren, so daß sie wach werden gegen die multinationale Konzerne, deren Herrschaft riesengroß ist. Kein Wunder, daß teams aus Großstädten in Asien und Lateinamerika Partner aus Kirchen in sozialistischen Ländern befragen nach dem Wohnen der Menschen in den Großstädten und in den Neustädten, nach den Bildungschancen der Menschen und nach der Möglichkeit, Arbeit zu haben und am kulturellen Leben teilzunehmen.

Ich hatte jedenfalls meinen Freunden in der Beratergruppe für urbane Mission, die vom 8. bis 14. Juni 76 in Vancouver/Kanada während der Habitat (menschliches Wohnen)-Konferenz der UNO tagte, viel zu erzählen und ihnen zu zeigen, wie heute sozialistische Gemeinschaftsentwicklung in unseren Groß- und Neustädten aussieht.

Hier jedenfalls ist es auch für Christen möglich, in der Mitverantwortung für das Ganze der Gesellschaft so zu existieren, daß der Mensch mit seinen Gaben zum menschlichen Miteinander das Beste beiträgt.

In der Beratergruppe für urbane und industrielle Mission geht es weithin um die Großstädte in der Welt mit all ihren Problemen der Versorgung, der Entwicklung, des Ausbaus oder auch des Umbaus der Städte. Und es war sicher sehr hilfreich, daß täglich die Berichte vom Habitat-Forum, in dem Vertreter nichtstaatlicher Organisationen (NSO) beieinander waren und über menschliches Wohnen heute miteinander sprachen, in die UIM-Tagung einflossen.

So hörten wir von furchtbaren Zuständen auf den Philippinen, von dem Elend in Kalkutta, in Hongkong, in Buenos Aires und von den chilenischen Flüchtlingen, von der Entwicklung des Lateinamerikanischen Kontinents überhaupt unter der Herrschaft der USA mit den Methoden der Unterdrückung und Folterung durch den amerikanischen Geheimdienst. Wir hörten von der Entwicklung in Argentinien, und ein geflüchteter katholischer Priester von dort machte uns die Ausmaße der Leiden seines Volkes klar. Schreckensbilder noch und noch! Und daneben all die vielen und guten Versuche, menschliches Wohnen und menschliches Zusammenleben mit Hilfe von besseren Bauen, einer guten Bildung, einer hilfreichen Organisation für die Millionenstädte zu entwickeln. Aber immer, wenn man darangehen wollte, etwas zu tun, stieß man auf die übergroße Macht der multinationalen Konzerne, die die Städte und Länder zu ihren Gunsten ausbeuten. Darum war eine der Thesen in der UIM-Tagung: Wenn wir die Macht der multinationalen Konzerne nicht brechen bzw. kontrollieren, gibt es keine Entwicklung in den Städten, kein menschliches Wohnen. Und die Teilnehmer der Tagung beschrieben in einer Meditation das Verhältnis von der Macht der Konzerne auf der einen Seite und der Armut der Menschen auf der anderen. Die Armut wächst von Tag zu Tag, und gleichzeitig wächst überdimensional die Macht der Konzerne.

Jesus war arm, und er lebte und kämpfte mit den Armen, und Reiche haben es schwer, in das Reich Gottes zu kommen. Vielleicht muß heute gesagt werden: Konzernherren können nicht in das Reich Gottes kommen, es sei denn, sie entäußern ihren Reichtum zugunsten der Armen. Etwas spaßig sagte ein Kanadier: Die amerikanischen Konzerne regieren auch ganz Kanada, und unsere Demokratie ist ein zugelassenes Spielfeld der Konzernherren. Solche harten Worte wurden in der Konferenz des öfteren gesagt.

In einer Gruppe von Schwarzen aus der Methodistenkirche, die sich neben uns versammelte und die auch zur Habitat-Konferenz gekommen war, wurde so formuliert: Wir werden unsere schwarzen afrikanischen Brüder und Schwestern zu uns nach Amerika einladen, nicht damit sie unser gutes Leben sehen, sondern damit sie geschockt werden von diesen kapitalistischen System, in dem wir leben müssen. Und es ist klar, wenn die ganzen Fragen des menschlichen Wohnens auf die Tagesordnung der UNO kommen - und in Vancouver tagte auch ein offizielles UNO-Gremium mit über 100 Vertretern einzelner Staaten zum Thema "Menschliches Wohnen" - dann wird die Grundfrage nach der Macht des Kapitals radikal gestellt werden.

Der zweite Punkt in unserer UIM-Tagung: Wie kann das Volk organisiert werden, und wer ist der Partner bei der Organisierung des Volkes? Auch hier wurde sehr deutlich, das Volk ist nicht gewillt, in seinem ihm diktierten Zustand in den Elendsquartieren bleiben; es verlangt nach Arbeit, nach Land und nach Bildung. Und wer ist der politische Partner des Volkes? Es bestand Einmütigkeit darüber, daß keine politische Partei, die in irgendeiner Form dem Kapitalismus huldigt, dem Volk wirklich helfen kann.

Das schreienste Problem zur Zeit sind die vielen Arbeitslosen. Sie überfüllen die Städte Tag und Nacht, und so kommt es zur steigenden Kriminalität in den Großstädten, zu Unruhen und vor allen Dingen zu den vielen Krankheiten. Ein Tagungsteilnehmer aus Kenia schnitt die Frage nach dem Verhältnis westlicher Touristen in die Entwicklungsländer und die Armen in den Entwicklungsländern an. "Die Weißen in ihren Luxushotels essen uns weg, was wir nötig brauchten. Und von den Tourismuskonzernen fließen höchstens 5 % des Gewinns in unsere Länder." Und der gleiche Mann fragte: "Müssten nicht die Kirchen z. B. in der Bundesrepublik diesen kapitalistischen Tourismus anprangern und zugleich die Leute aufklären, was sie tun, wenn sie sich auf eine solche Fahrt einlassen?"

Während der ganzen Tagung wurde über den Mißbrauch mit dem Kapital durch die Konzerne gesprochen, und es wurde Ausschau gehalten nach Möglichkeiten, ein Miteinander der Völker und Menschen zu organisieren, das nicht auf der Grundlage des Geldes zustande kommt. Und für dieses Miteinander wird der Beitrag engagierter Christen und Kirchen in sozialistischen Ländern gesucht. Es wird nicht einfach die Kirche gesucht - in der Konferenz sind sehr harte Worte gegen die traditionellen und reaktionären Kirchenführer gesprochen worden -, es wird nach Menschen gesucht, die in der Sache Jesu stehen und die bereit sind, in der Nachfolge Jesu mit den Ärmsten zu leben und solidarisch für eine Welt, in der mehr Gerechtigkeit wohnt, zu kämpfen. Dieser Kampf braucht die Gemeinschaft des Geistes, braucht das Gebet und das Stehen bei Gott: In Solidarität bei Gott und den Menschen.

Bruno Schottstädt

Erlebtes Amerika - auf der Seite der schwarzen Christen

Es war für meinen Kollegen und Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR und im Ökumenisch-Missionarischen Zentrum in Berlin, Eckhard Schülzgen, und für mich eine Auszeichnung, im Mai 1976 drei Wochen lang Gast von vorwiegend schwarzen Kirchengemeinden der verschiedensten Denominationen in den USA zu sein. Bei den Schwarzen zu Gast!

Wir waren vom Nationalen Kirchenrat in den USA eingeladen worden. Unser Planer und Programmierer war von Anfang an der schwarze Theologe Dr. Lucius Walker. Schwarze und Farbige sollten vorwiegend unsere Gastgeber sein: In New York, in Boston, in Philadelphia und Chicago. Und von den schwarzen Amerikanern her sieht Geschichte und Wirklichkeit der USA völlig anders aus. Die Schwarzen in den USA sind von ihrer Geschichte her die Unterdrückten und Ausgebeuteten des Landes, die heute um ihre Anerkennung auf allen Gebieten kämpfen. Zusammen mit den anderen Farbigen sind sie diejenigen, die ein neues Amerika wollen, in dem auch für sie mehr Gerechtigkeit wohnen kann.

Drei Wochen USA! Eine kurze Zeit. Und alles, was gesagt werden kann, beruht auf persönlichen Erlebnissen und Kommentaren guter Freunde, die als Streiter Christi in Slums und Elendsquartieren, in Hochschulen und Planungsbüros, in der Frauenbewegung und in ganz normalen Pfarrräumen tätig sind. Im folgenden ein paar Beobachtungen - Gehörtes und Gesehenes:

1. In den Gottesdiensten der schwarzen Gemeinden, besonders bei den Baptisten, geht es sehr lebendig zu. Hier taucht man tief in die Frömmigkeit und scheut keine Gefühle, es wird geweint und gelacht, und bei der Predigt wird applaudiert und dazwischengerufen. Der Gottesdienst lässt die schwarzen Glaubensgenossen einerseits ihre oft so harte Welt vergessen (obwohl es auch unter Schwarzen eine gewisse Mittelschicht gibt), und andererseits hilft er dazu, bewusst wieder im Alltag stehen zu können. Der christliche Gottesdienst ist es weithin, der den Schwarzen hilft, beieinander zu bleiben und im heutigen Amerika die sogenannte Identität zu suchen. Es gab und gibt Bewegungen, die die Identitätssuche der schwarzen Amerikaner nach Afrika verlegen wollen und wollen - und manche Weiße haben dies unterstützt -, diese entspricht aber nicht dem wirklichen Leben der schwarzen Brüder und Schwestern. Sie suchen ihre Identität einzig und allein in den USA, und sie wollen vollgültige USA-Bürger sein.
2. In Einzelgesprächen mit schwarzen Christen wurden wir des öfteren "getestet". Der härteste Test war der Besuch eines Dokumentarfilms, in dem die 60er Jahre in den USA gespielt wurden. Aufstand der Studenten, Martin Luther King und seine Bewegung, Demonstrationen für gemeinsame Schulen etc. In dem Film wurde von Zeit zu Zeit Fidel Castro eingeblendet - bei Empfängen und Ansprachen -, und es wurde uns sehr klar, die einzige Hoffnung

auf dem ganzen amerikanischen Kontinent liegt für Schwarze und Farbige zur Zeit in Kuba. Nach dort blicken sie mit Bewunderung, und sie spüren die Solidarität, die ihnen im kubanischen Sozialismus entgegenkommt. Der Test - so zeigte das anschließende Gespräch - war also ein Ruf nach Solidarität! Und wie auch später in einer ökumenischen Tagung gesagt wurde: Heute hilft nicht mehr der ökumenische Fonds, heute hilft nur noch ökumenische Solidarität; so wurde uns nach diesem Film und dem anschließenden Gespräch sehr klar: Die Ökumenische Bewegung wird nur am Leben bleiben und ihr Leben verlebendigen, wenn sie die internationale Solidarität mit Armen und Unterdrückten lebt.

Solidarität darf kein Schlagwort werden, aber wenn ich an die kalten Betonklötze, die Banken und Konzerne in den Großstädten der USA beherbergen, denke und von ihren Machenschaften durch die engagierten Freunde täglich hören mußte, so ist auch klar: es hilft nur gelebte Solidarität. "Gott ist im Schrei der Armen", so hieß es vor einem Jahr in einer ökumenischen Tagung. Wenn das stimmt, dann können wir nur solidarisch leben und uns einsetzen für die Freunde, die in Armut und Unterdrückung leben. Wir haben uns einzusetzen in dem Sinne, daß wir regelmäßig an sie denken, ihre Probleme bekanntmachen, Solidaritätsaktionen starten, Solidaritätsgebete halten und die Freundschaft in Jesu Namen pflegen.

Aufregend wurde es in allen Einzelgesprächen mit den schwarzen Freunden, wenn Amerikas Großmachtstellung in der Welt, sein Führungsanspruch und sein versiertes, technisiertes Können ins Gespräch kamen. "Das geht alles über unsere Köpfe und Leiber hinweg." "Als der Marshallplan in Gang gesetzt wurde, starben unsere schwarzen Freunde auf den Straßen New Yorks." "Wir schämen uns für das, was auf Befehl in Vietnam geschehen ist."

3. Wir fragten nach der Bewegung von Martin Luther King und dem Fortgang dieser so wichtigen Befreiungsbewegung. Wir sind vielen Mitarbeitern von Martin Luther King in den verschiedensten Zentren der Kirchen begegnet. Die Bewegung ist leider sehr klein geworden, und es scheinen im Moment "Führer" zu fehlen. Vielleicht ist aber die Zeit noch nicht reif, etwas Neues in Angriff zu nehmen. Auf jeden Fall gibt es in allen Städten sehr wache schwarze Kirchenführer, und es gibt Menschen in den Gemeinden, die politische Verantwortung übernommen haben. Ein Freund meinte: "Wir müssen nüchtern bleiben, wir sind nur 12 % der Gesamtbevölkerung." - Immer wieder begegneten wir in den Gemeinden ein Entsetzen darüber, daß so ein Mann wie Martin Luther King hatte umgebracht werden können. Und fast makaber wirkt es, wenn nun Straßenschilder seinen Namen tragen. Was leistet sich diese Gesellschaft?

In einem Theaterstück "I have a dream" (Ich habe einen Traum), von einem Mitarbeiter Dr. Kings geschrieben, wird das Leben Martin Luther Kings gespielt. Wir sahen das Stück in Philadelphia, ca. 800 Menschen waren im Theater, davon vielleicht zehn Weiße. Es ist ein aufrüttelndes Stück, das die Geschichte dieses mutigen

- , -

Predigers und Politikers auf der Kanzel, auf der Straße, im Gefängnis und in der Wohnung darstellt. Und der Gesang der 800 im Theater am Schluß des Stücks, bei Erg-reißen der Hände der Nachbarn, "We shall overcome" demonstrierte uns: Die Bewegung geht weiter. Freiheit den Unterdrückten ist Forderung.

4. Wir erlebten die USA während der 200-Jahr-Feier und an ihrem so genannten Memorial-day (Heldengedenktag), der am 31. Mai als Staatsfeiertag begangen wird. In Blick auf die 200 Jahre war uns eindrücklich und verständnislos zugleich, was sich eine weiße Gemeinde am Rande von Chicago leistete. Es handelte sich um einen Gottesdienst anlässlich der 200-Jahr-Feier n. Da wurden von acht Pastoren die einzelnen Abschnitte der Geschichte ganz kurz dargestellt und nach jedem Abschnitt aus dem Gesangbuch ein dazu passendes Lied gesungen. Es kam natürlich "God bless America", und alle standen auf und sangen so, wie man bei uns nur noch in wenigen Gemeinden "Ein feste Burg" singt. Dann wurden Lichtbilder (ca. 150) gezeigt. Die Geschichte des Landes mit ihren Kirchen wurde in Bildern den Teilnehmern vorgestellt. Die schwarzen Mitwohner kamen nur zweimal im Bild vor. Einmal sah man ein schwarzes Kind mit einem Hund und der amerikanischen Fahne und ein zweites Mal Kinder beim Sackhüpfen. - Die Schwarzen stehen in diesem Lande beiseite -, so werden sie auch dargestellt. Nach diesem Erlebnis und nach anderen kamen wir zu der Feststellung: Eine Rasseneintegration gibt es nicht.
5. Nach den 60er Jahren hat die Regierung die sog. Schulbusse angeordnet, die weiße und schwarze Kinder gemeinsam in die Schulen fahren. Das Programm wird durchgeführt. Es ist aber folgendes geschehen: Da manche Weiße mit dem Standard der allgemeinen Schulen nicht einverstanden sind, haben sie Privatschulen errichtet und lassen zu diesen Schulen ihre Kinder getrennt fahren. Es versteht sich, daß diese Privatschulen auch Lehrer anwerben, die nach ihrer Meinung die besten sind und die dann in der allgemeinbildenden Schule fehlen. So ist der Standard der allgemeinen Schule niedrig geblieben, und dies treibt rechte Politiker immer wieder zu der Forderung, mit den gemeinsamen Schulen Schluß zu machen.
6. Erschreckend ist: Vietnam ist überall im Volk vergessen. Das Volk scheint so nach innen orientiert, daß es alle Außennachrichten wohl zur Kenntnis nimmt, überläßt es aber den Großen, die Geschäftsführer zu machen. Diese Bewußtseinshaltung ist nicht gut. Und Informationen aus Europa sind kaum oder gar nicht gefragt. "Der heutige Durchschnittsamerikaner hat kein Interesse an Weltfragen", so wurde uns des öfteren gesagt. Und über die Kirchen in sozialistischen Ländern ist in den normalen Kirchengemeinden kaum etwas bekannt. Weithin herrscht dort die Meinung vor: In diesen Ländern leben nur Kommunisten.
7. Die Slums in den Großstädten sind erschreckend. Wir hatten Gelegenheit, in einem Elendsviertel eine Woche lang mitzuleben. Nach 21 Uhr sollte man da nicht mehr nach Hause kommen, so wurde uns beim Einzug gesagt. Und die ganze Nacht über hörte man Sirenen der Polizei und Feuerwehr und auch Schüsse! Es sieht schlimm aus in

diesen Gebieten: Zerfallene Häuser, vernagelte Fenster und Türen, Schmutz und Abfall auf den Straßen, alte Sofas, alte Waschmaschinen, Autowracks zieren die Straßen und Plätze. Dazwischen überall am Tage die spielenden Kinder. Und Hochhäuser für die Armen: In einem Hochhaus wohnen über 5000 Menschen. Fast täglich brennt es in den Treppenfluren, weil die Müllschlucker viel zu klein gebaut sind, Büchsen und Papier liegen in den Korridoren, das Abwasser läuft an den Häusern herunter. Die Städte haben diese Häuser billig gebaut, aber keine Organisation zur Erhaltung und Erneuerung geschaffen und schon gar nicht zur Anleitung der Menschen. So ist in diesen Zentren die Kriminalität groß, ca. 30 % der schwarzen Bevölkerung ist arbeitslos! Und wenn in diesen Slums sich Menschen als christliche Dienstgruppen finden, um für andere und mit anderen zu leben und ihnen zu helfen, ihr Geschick zu ändern, so ist das eine ganz bewundernswerte Sache. Ein Pfarrer kümmerte sich z. B. um Arbeitsplätze für jüngere Menschen, er wollte ihnen Gelegenheitsarbeit verschaffen. Nach drei Tagen meldeten sich bei ihm bereits 172 Arbeitsuchende! Vor solchen Sozialarbeitern gegen die Armut, gegen Analphabetentum und gegen die Ungerechtigkeit und für ein neues Zusammenleben der Menschen in sozialer Gerechtigkeit habe ich den allergrößten Respekt. Und inmitten all ihrer Dienste erfährt man das geistliche Zentrum im täglichen Gottesdienst.

Erschreckend aber auch, daß es kaum ökumenische Projekte in den Slums gibt! Jede der amerikanischen Kirchen oder Sekten arbeitet weithin für sich allein. Es hat mich bekümmert zu hören, daß das Projekt "East Harlem" in New York auch besndet werden mußte. - In einem Elendsgebiet von Philadelphia arbeiten mindestens 25 Kirchen, und jede sammelt die eigenen Mitglieder und achtet nicht auf die anderen. Wie kann von dieser Christenheit Kraft kommen? Wie kann sie ein Zeichen für die Einheit des Leibes Christi geben wollen, wenn sie in sozialen Diensten nicht die Zusammenarbeit lernt? Gott sei Dank hörten wir auch manchmal von kleinen ökumenischen Arbeitsgruppen, in denen Lutheraner, Katholiken und Baptisten gemeinsam tätig sind.

8. Wir trafen mehrmals Vertreterinnen von Frauenorganisationen. Es waren Schwarze und Farbige, die mit uns die Gespräche führten. Eine der Frauen sah ihren Kampf als radikalen Kampf für die Revolution. Dabei muß die Macht der Konzerne beschnitten werden, so sagte sie. Das Seufzen über die Macht der multinationalen Konzerne scheint durch das ganze Land zu gehen. So braucht es nach Meinung dieser Frauen eine Umverteilung der Macht. Und eine Asiatin sagte uns: "Sie sind hier im schärfsten kapitalistischen Zentrum, die Macht gehört hier nicht dem Volk." Und in diesem Volk leben viele Minderheiten, allein eine halbe Million aus den Philippinen, dann Puerto Ricaner, Indianer, Polen, Jugoslawen, Italiener. Für sie alle gibt es keine Integration, darum muß für neue Verhältnisse gekämpft werden. -

Andere Frauen organisieren sich, um den Verbrechen in den Großstädten entgegenzutreten. Es machte uns großen Eindruck, im Büro der Frauen in Chicago zu hören, daß täglich ca. 200 Frauen registriert werden, die am Tage bzw. in der Nacht zuvor beraubt oder überfallen wurden. Die Frauen in diesem Zentrum möchten ihren Mitbürgerinnen helfen, sich öffentlich zu äußern und politische Maßnahmen gegen das Verbrechertum einleiten helfen. Hier konnten wir auch von den verschiedenen Kursen für Frauen hören und von dem Versuch, den Sexismus in der Sprache auszumerzen.

9. Die linken Gruppen in den Kirchen der USA scheinen klein zu sein und arbeiten nicht zusammen. Es gibt keine Organisation, die alle linken Gruppen zusammenfaßt. Und so ist es sehr kompliziert, gesellschaftliche Kräfte zu organisieren, wenn das Geld allein Grund für das Leben bedeutet. Wo nicht andere Werte außer Geld Menschen bestimmen, wird das Leben hart und brutal. Das ständig gesprochene "help yourself" als Einladung zur Bedienung bei Tisch bzw. bei einem Empfang wird inmitten einer vom Geld beherrschten und bestimmten Gesellschaft ein Durchboxen und Durchsetzen gegen andere. Und wenn dann in fast allen Kirchen die amerikanische Fahne neben dem Altar steht, ist das vielleicht eine Demonstration für die Zusammengehörigkeit nicht von Thron und Altar, aber von Geldmacht und Altar, was vielleicht qualitativ das gleiche bedeutet.
10. Eine Ausnahme will erwähnt werden: Die Kirche der Brüder. Eine Kirche mit ca. 300.000 Mitgliedern, mit alter historischer Friedenstradition. Die Arbeit für den Frieden gehört zu den Grundprinzipien dieser Kirche, und so ist sie z. B. mit Verantwortlichen der Leitung in der Christlichen Friedenskonferenz engagiert, müht sich in sehr praktischen Diensten der Versöhnung im Austausch von Studenten mit der VR Polen, im Einsatz von Freiwilligen beim Aufbau von Dörfern auf Cypern und in vielen anderen Diensten in Nordirland und im Nahen Osten. Hier spürt man etwas von der Aufgeschlossenheit für Kirchen und Christen im Sozialismus, hier ist man informiert und müht sich, die Informationen in die Gemeinden weiterzugeben. Hier hat auch das Friedensgebet große Bedeutung, und hier findet man keine amerikanische Fahne neben dem Altar. Es ist sehr zu hoffen, daß Kirchen wie die Kirche der Brüder, ansteckend auf andere Kirchen wirken.
11. Nicht berührt habe ich bisher die leidige Indianerfrage, die sicher dem amerikanischen Kontinent noch zu schaffen machen wird. Ich bin in Canada in einer Reservation der Indianer gewesen und habe mit einer Indianerfamilie zu Mittag gegessen. In New York trafen wir im Kirchengebäude nahe den Vereinten Nationen einen Indianer, der für Indianer arbeitet, sie organisiert und dazu hilft, daß Politiker, die nach New York zu den Vereinten Nationen kommen, sie wahrnehmen und ihre Probleme erkennen. Einer sagte: "Die amerikanische Geschichtsschreibung sagt, daß eine Million Indianer ermordet wurden, wir sagen heute, es waren mehr als 15 Millionen." Wie will man mit dieser Tatsache fertig werden? Ist hier nicht ein

Schuldbekenntnis der Kirchen erforderlich? Mit Geld jedenfalls läßt sich diese Frage nicht lös-en. Die Indianer sind die Urbevölkerung des Kontinents, 2 1/2 Millionen leben in den USA. Sie können in der Schule nur englisch sprechen, und nur zu Hause pflegen sie ihre Kultur. Und Stärkung bedeutet es, daß außerhalb der USA Indianer sind, die in Solidarität mit ihnen in den USA leben, 98 % in Peru, 96 % in Mexiko. "Die Indianer müssen befreit werden", mit diesem Satz wurden wir in New York verabschiedet.

Ich habe versucht, Reiseindrücke in elf Punkten wiederzugeben. Ich bin mir im klaren, daß ich damit eine bestimmte Auswahl getroffen habe, Punkte, in denen sich amerikanisches Leben widerspiegelt. Natürlich könnte man über die Arbeitslosigkeit allgemein sprechen oder wie sie uns in einzelnen Menschen entgegengetreten ist, man könnte erzählen vor den kleinen und großen Demonstrationen, von dem Wahlkampf, in dem nur ein Millionär gewinnen kann, von dem Fernsehen, das jeden Europäer unbefriedigt sein läßt und von vielem anderen mehr. Mein Anliegen war es, mir und anderen klarzumachen, welche die Hauptprobleme der USA heute sind und mit welchen Problemen sich auch Christen und Kirchen auseinanderzusetzen haben.

Und wenn uns Christen aus den USA nach unseren Freiheiten fragen, dann dürfen wir getrost zurückfragen: Wann befreit ihr die Schwarzen, die Farbigen, die Indianer?

Einig sind wir uns mit all denen, die neue Werte in der menschlichen Gemeinschaft als Grundlagen wollen. Im Kampf um diese Werte und damit für eine neue Gesellschaft in den USA - sind wir solidarisch und leben ökumäische Gemeinschaft. Es versteht sich, daß Ökumene dieser Art eine neue Qualität von Gemeinschaft unter Christen erfordert. Hier ist nur gefragt, wer sich vom Glauben her für Menschen so engagiert, daß wirklich mehr soziale Gerechtigkeit und damit mehr Frieden in der Welt entstehen können.

Breno Schottstädt

Eindrücke auf einer USA-Reise vom 13. 5. 76 bis 3. 6. 76

Die Stimmen der Theaterbesucher vereinigten sich zu einem einzigen Schrei der Begeisterung, als der farbige Schauspieler Billy Dee Williams als Dr. Martin Luther King die Bühne betrat. Es waren fast ausschließlich schwarze Amerikaner in Philadelphia gekommen, um das Stück "I have a dream" mitzuerleben. In phantastischer Darstellung ließen nur drei Schauspieler die äußeren und inneren Ereignisse und Spannungen der großen Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre lebendig werden. Und jedermann mußte es fühlen: diese große Bewegung lebt tief in den Herzen der schwarzen Amerikaner. Aber es war ein Theaterstück, nicht einmal zehn Jahre danach ist diese Zeit ein Stück Geschichte. Von der Bühne der politischen Öffentlichkeit ist die Bewegung verschwunden, nachdem ein Teil der Führer, vor allem Martin Luther King, umgebracht worden sind. Die soziale, politische und geistige Integration des schwarzen Teils der USA hat nicht stattgefunden. Tiefe Resignation hat sich breit gemacht. Abernathy ist keine Persönlichkeit, die die schwarze Bevölkerung führen kann, so wurde uns berichtet. Jesse Jackson ist selbst unter den schwarzen Amerikanern umstritten und in seinen Wirkungsmöglichkeiten begrenzt. Sicher wird die Arbeit fortgesetzt, aber es sind wenige, die in diesen stillen, langfristigen Prozeß einbezogen sind. Die Aussichten auf eine Integration haben die meisten begraben oder auf eine ferne Zukunft vertagt.

Die Mehrzahl der schwarzen Bevölkerung lebt in eigenen Bezirken in den großen Städten. In New York, Philadelphia und Chicago haben wir einige dieser Ghettos gesehen. Die Wohnbedingungen sind erschreckend: Häuser zerfallen, stehen reihenweise leer, sind unbewohnbar, zum Teil ausgebrannt und verlassen; dazwischen freie Flächen, wo einmal Häuser gestanden haben, die aber zerfallen und weggeräumt sind, dann wieder eine Reihe bewohnter Häuser, in denen sich die Menschen drängen, Bilder wie nach einem Krieg. In Chicago nennen sie auch dann einen dieser Bezirke mit den bezeichnenden Namen Vietnam, in Erinnerung an den Krieg. In diesen Stadtteilen erreicht die Zahl der Arbeitslosen bis zu 25 - 30 %. Niemand kann sich wundern, wenn hier ein Boden für Kriminalität entsteht und sich besonders unter Jugendlichen Gangs bilden, die das Leben unsicher machen. Die meisten Kinder besuchen öffentliche Schulen, in denen das Niveau z. T. sehr schlecht sein soll, so daß sich einige Kirchengemeinden genötigt sehen, Kurse für Schulabgänger einzurichten, in denen Leseübungen durchgeführt werden. Wer es geschafft hat, aus der Armut herauszukommen, und es sich leisten kann, kann seine Kinder in eine Privatschule schicken. Die lange Geschichte der Frustration und der enttäuschten Hoffnungen hat das Gefühl der schwarzen Amerikaner tief verletzt. Und die Frage meldet sich immer wieder an: was haben diese Menschen im Jahre des zweihundertjährigen Jubiläums der Unabhängigkeit der USA zu feiern? Sie stehen abseits, wenn das andere Amerika feiert.

Was aber bleibt in dieser Situation zu tun und welche Rolle spielen die Kirchen? In manchen Stadtteilen versuchen die schwarzen Amerikaner, sich selbst auf der lokalen Ebene zu helfen. Sie entwickeln community organisations, in deren Programmen die Rekonstruktion von Häusern an erster Stelle rangiert. In einem Bezirk in Philadelphia, in dem ca. 40.000 Menschen wohnen, ist ein derartiges Programm von der lutherischen Kirchgemeinde gestartet worden und wird nun gemeinsam mit einer säkularen Organisation weitergeführt. Neue Häuserreihen geben ganzen Straßen ein neues freundliches Gesicht und machen das Leben dort wieder etwas menschlicher. Der wichtigste Aspekt aber ist: Menschen werden zu gemeinsamen Initiativen zusammengeführt; es bildet sich neue Gemeinschaft, wo sich zuvor Gruppen feindlich gegenüberstanden und die Unsicherheit groß war. In einem Stadtteil von Chicago hat sich die Kenwood Oakland Community Organisation gebildet, die von mehreren Bewohnern dieses Bezirks geleitet wird. Auch hier steht das Wohnungsprogramm obenan. Daneben gibt es Programme für Gesundheit, Bildung, Arbeitsbeschaffung, Rechtsberatung, Eintragung in Wählerlisten u. a. Die Mitarbeiter gehen von Haus zu Haus, um die Menschen für Mitarbeit und neue Gemeinschaft zu gewinnen. In einem anderen Bezirk von Philadelphia wird von der lutherischen Gemeinde Bildung und Ausbildung gefördert und Hilfestellung bei der Arbeitsbeschaffung geleistet. Diese Aktivitäten sind in ihrer Zielstellung begrenzt, aber sie stellen eine Basisbewegung dar, in der sich schwarze Menschen zu neuem Miteinander finden und ihre eigenen Möglichkeiten entdecken und ausschöpfen, eine wichtige Arbeit, solange eine größere nationale Bewegung nicht in Sicht ist. Oft sind Kirchgemeinden an dieser Arbeit beteiligt. Doch sind es immer nur einige, und es mangelt an ökumenischer Zusammenarbeit auf der lokalen Ebene. Auf einem Rundgang durch den obenerwähnten Bezirk in Philadelphia haben wir zwischen 20 und 25 von verschiedenen Kirchen und religiösen Gemeinschaften genutzten Gebäude gesehen, ein verwirrendes Bild. Aber nur zwischen drei Kirchen gab es eine Zusammenarbeit im sozialen Programm. Viele verfolgen auch ihre eigenen Interessen und versuchen, aus der Situation der Menschen religiöses Kapital zu schlagen. Immer wieder haben wir auch weiße Amerikaner getroffen, die als Pastoren neben und mit schwarzen Pastoren in solchen Gemeinden arbeiten und hier sehr viel bewundernswerte Initiative für die Menschen entwickeln. Sie tun es auf unterschiedliche Weise. Das Spektrum reicht von dem bescheidenen, zurückhaltenden Helfer und Berater bis zum paternalistischen Aktivisten und Manager. So ergibt sich ein vielfältiges, buntes Bild der Aktivitäten auf dem Hintergrund einer zur Resignation verleitenden Wirklichkeit. Die schwarzen Gemeinden, auch wenn sie nicht zu sozialen und politischen Aktionen führen oder an diesen Problemen engagiert sind, bieten in der gegenwärtigen Situation eine - vielleicht die einzige größere - Möglichkeit, für die Entwicklung der schwarzen Gemeinschaft und des Gefühls der Zusammengehörigkeit, der eigenen Lebensart und des eigenen Lebensgefühls. Sie legen damit vielleicht eine Grundlage für eine zukünftige Bewegung, ohne daß sie dieses Ziel verfolgen und ohne daß

sie zum Ausgangspunkt oder gar zum Zentrum weitreichender Aktivitäten werden.

Denkt man an das arme Amerika, darf man über den schwarzen Bevölkerungsteil die anderen ethnischen Gruppen, die in ähnlicher Situation sind, wie die Puerto Ricaner, die Mexikaner und auch die Weißen, die unter dem Existenzminimum leben und von der Krise der westlichen Welt betroffen sind, nicht vergessen. Besonders aber müssen die Indianer beachtet werden. Die Nachfahren der indianischen Nationen in den USA sind die einzige ethnische Gruppe, so wurde uns erklärt, die eine gemeinsame Organisation entwickelt hat. Sie stellen zwar zahlenmäßig in den USA eine kleine Gruppe dar, aber das Bild ändert sich sofort, wenn der ganze amerikanische Kontinent, einschließlich Kanada, besonders aber Mittel- und Südamerika, in den Blick genommen wird. Und die Vertreter der Indianer in den USA suchen und haben die Verbindung über den ganzen Kontinent.

Immer wieder stellen wir uns die Frage: Was wird aus diesem armen Teil Amerikas? Einer unserer Freunde erklärte einleuchtend, daß es eine Veränderung der Situation nur geben wird, wenn sich alle diskriminierten und unterdrückten Gruppen verbünden. Und wiederholt begegnen uns Menschen, die nach Freunden in anderen Teilen der Welt suchen. Aber die Zukunft der Menschen in diesem Land hängt nicht zuletzt von dem reichen oder wohlhabenden Teil der Bevölkerung ab. Denn was sollen alle diese Gruppen, auch wenn sie sich zusammenschließen, gegen die Zentren der Macht in den Wolkenkratzern der Cities, den Banken der Wallstreet, den Rockefeller-Centers, den riesigen Buildings der Standard Oil oder McCormicks ausrichten? Diese Geschäfts-, Finanz- und Unternehmenssitze symbolisieren die Macht. Sie vermitteln dem wohlhabenden Amerika, auch den Menschen der weißen Mittelschicht, das Gefühl der Sicherheit und Überlegenheit, das sich dann in der Lebensart und in dem Verhalten dieser Menschen niederschlägt. Erschreckend ist, mit welcher ungebrochenen Selbstzufriedenheit und mit welchem unreflektierten Selbstbewußtsein amerikanische Menschen leben und auftreten können, so als gäbe es in ihrem Land keine nennenswerten Probleme, als sei alles eigentlich in bester Ordnung, als könnten sie auch in anderen Teilen der Welt die Dinge regeln. Worauf stützt sich diese Mentalität? Wir haben nur zwei Basiselemente dafür entdeckt: das Geld und die Technologie. Aber sind das tragende Elemente für eine menschliche Gemeinschaft? Braucht ein Land, das doch mehr ist als ein Wirtschaftsmechanismus, nicht noch andere Werte? Diese Mentalität scheint ein Erbe aus der Pionierzeit der weißen Immigration zu sein, in der jedermann selbst seine Goldader finden und dann gegen die anderen verteidigen mußte. Dieser Geist ist in die technische Gesellschaft übertragen worden und treibt in der kapitalistischen Gesellschaft unserer Tage seine Blüten. Er drückt sich in dem Satz aus: "Jeder hat für sich selbst zu sorgen, seine Chance zu nutzen." Dieser Gedanke ist der ganze Inhalt der kapitalistischen Freiheitsidee. Nirgends wird das klarer als in den USA.

Wer seine Chance nicht nutzt, ist selbst schuld; wer keine Chance hat, hat Pech gehabt. Nach den Voraussetzungen für Chancen der Entwicklung fragt man nicht. Und was kümmert einen Menschen mit dieser individualistisch kämpfenden Lebensauffassung die Situation der Menschen in der nächsten Straße oder im nächsten Stadtteil oder gar in anderen Teilen der Welt? Natürlich gibt es auch andere weiße Amerikaner, z. B. in der Kirche der Brethren oder bei weißen Pastoren in schwarzen Gemeinden, aber es scheinen wenige zu sein. Man spürt diese Mentalität mehr oder weniger in den Begegnungen, und sie läßt den Besucher erschrecken. Die Zukunft der USA wird davon abhängen, ob sich diese Lebenshaltung verändern läßt oder nicht. Dieses Land und seine Menschen müssen Partnerschaft und Gemeinschaft lernen, im Laufe selbst zwischen den verschiedenen Gruppen und in seinem Verhältnis zu anderen Staaten und Völkern der Welt. Andernfalls wird es sich selbst isolieren und an seinen eigenen Problemen ersticken, sicher nicht von heute auf morgen, aber doch in einem geschichtlichen Prozeß. Anzeichen für eine Veränderung haben wir nicht entdecken können. Im Gegenteil, diese Lebensauffassung tritt nicht nur in Menschen, sondern auch in der Hässlichkeit und Brutalität der Cities, wie besonders Manhatten/New York ungeschminkt zutage.

Und die Kirchen in diesem Land? Über einige schwarze Gemeinden haben wir schon geschrieben. In der Regel wird man an die Paulusrede auf dem Areopag erinnert: "Ich sehe, wie ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet. Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer gesehen", viele Heiligtümer, große Gebäude, wie das von Rockefeller bezahlte Interchurch-Center in New York oder das Wagner-College auf Staten Island, viele Kirchen vieler Konfessionen, Denominationen und religiöser Gruppen, Fahnen der Kirche und des Staates neben den Altären, Aufschriften auf Umzügen "God bless America", Aufschriften auf den Viertel- und Halb-Dollar-Münzen "In God we trust". Die USA stellen sich als religiöses Land dar. Aber welcher Geist steckt dahinter? Es ist weithin eine civil religion, die der inneren Verfassung des Landes und seiner Menschen einen Glanz verleihen und sie bestärken soll. Es ist weithin der gleiche Geist des auf Geld und Management gegründeten Individualismus, der hier bei den einzelnen Menschen, bei den verschiedenen Gruppen und Gemeinden und bei den einzelnen Kirchen durchscheint, ein Geist, der es offenbar nicht fertigbringt, Menschen und Gruppen zur Gemeinschaft zu führen. Es galt als besonderer Fortschritt und als besonderes Ereignis, daß sich in Philadelphia die kirchlichen Mitarbeiter in der City-Parish zu Konventen versammeln, um miteinander Bibelaarbeit, Predigttextvorbereitung und Erfahrungs- und Informationsaustausch zu betreiben. Das war auf die Initiative eines Mannes zurückzuführen. Es war die große Ausnahme. Immer wieder stellten wir uns die Frage, was bringen diese Kirchen in die ökumenische Bewegung ein? Welche Rolle spielen die Schwarzen in diesen Kirchen oder welche Rolle wird ihnen eingeräumt?

Wir haben die zwei Gesichter der USA gesehen. Am tiefsten beeindruckt waren wir von dem folgenden Kontrastereignis:

Im Theater von Philadelphia standen die Menschen auf, nachdem der Vorhang gefallen war. Sie reichten sich die Hände und sangen das Lied, das um die Welt gegangen ist: We shall overcome. Es war eine tiefbewegende Situation, nachdem Martin Luther King (auf der Bühne) ermordet worden war. War es ein Ausdruck der Erinnerung an jene Tage? Ein Ausdruck der Gemeinschaft und Solidarität durch die Geschichte? Ein Ausdruck der Sehnsucht oder der Hoffnung auf eine Zukunft? Man kann nur schweigen und ahnen und froh sein, in diese Gemeinschaft aufgenommen zu sein - wenn auch als anderer.

Am nächsten Tag besuchten wir eine weiße Gemeinde der United Church of Christ in der Nähe von Chicago. Es war eine Bicentennial Celebration, in der Stationen der Geschichte der USA vorgetragen wurden. Die Geschichte begann mit der weißen Einwanderung, die angeblich die Zivilisation in das Land gebracht hat - von den Indianernationen kein Wort. Nach jedem Abschnitt wurde das Lied gesungen, das die Menschen in jener Zeit besonders liebten. Und bei Liedern, mit denen sich die Menschen identifizierten, stand die Gemeinde auf, z. B. als sie sangen:

God bless America, land that I love
Stand beside her, and guide her
Through the night with a light from above
From the mountains, to the prairies,
To the ocean white with foam
God bless America, my home sweet home.

Dann wurde über die sechziger Jahre berichtet, zögernd, fragend, peinlich berührt. Und der Sprecher berichtete, daß es im Vorberichtungskreis lange Diskussionen über das Lied gegeben habe, das man singen sollte. Man habe sich doch entschlossen, so sagte er fast entschuldigend, "We shall overcome" zu singen. Genau so zögernd, peinlich berührt sang die Gemeinde:

We shall overcome, we shall overcome,
We shall overcome some day,
Oh, deep in my heart, I do believe
We shall overcome some day.

Vier oder fünf Teilnehmer standen auf, unschlüssig folgten einige andere. Am Ende der dritten Strophe standen sie alle - vielleicht gegen ihren Willen.

Was müßte ein Theaterbesucher aus Philadelphia empfinden, wenn er zufällig in diesen Gottesdienst geraten wäre? Denn hier war kein einziger schwarzer Amerikaner zu sehen. Das Lied gehörte diesen Menschen hier nicht. Ihnen gehörte das "God bless America, my sweet home". Das andere Lied gehörte den Menschen im Theater. Wir haben das eine und das andere Amerika erlebt. In welchem sind unsere Freunde und Partner?

Eckhard Schülzgen

Gemeinde Christi sein in der Weltstadt der
Europäischen Gemeinschaft (E.G.)
- Referat von Bruno Schottstädt gehalten
am 16.10. in der Tagung mit Theologen aus
1991 Berlin und Den Haag -

Ich beginne mit einem Zitat von Václav Havel aus seiner Paulskirchen-Rede bei der Verleihung des Friedenspreises 1989: "Ich weiß nicht wie es sich in Ihrem Land verhält doch in meiner Heimat ist aus dem Wort Sozialismus schon längst ein gewöhnlicher Gummiknüppel geworden, mit dem irgendwelche reich gewordenen und an nichts glaubenden Bürokraten alle' ihre frei denkenden Mitbürger in den Rücken schlagen wobei sie diese "Feinde des Sozialismus" und "antisozialistische Kräfte" nennen. In der ganzen Welt ertönt heute das herrlich hoffnungsvolle Wort "Perestroika". Wir alle glauben, daß sich hinter diesem Wort eine Hoffnung für Europa und die ganze Welt verbirgt. Und doch - ich gebe es zu - zittere ich hin und wieder vor Angst, dieses Wort könnte wieder nur eine Beschwörungsformel werden, es könnte sich schließlich wieder in den Gummiknüppel verwandeln, mit dem uns jemand schlägt."

Es ist vielleicht hilfreich, mit der Situation anzufangen und dann erst den Auftrag der Gemeinde in der Situation zu beschreiben oder besser zu beschreiben versuchen. "Wir müssen alles mal so richtig rauslassen, ablassen, ehe wir zu Neuem kommen" so sagte ein Gemeindemitglied am letzten Wochenende bei einer Begegnung in Berlin. Aber auch, wenn wir so richtig ablassen, und viele in der ehemaligen DDR tun das, dann besteht die Gefahr, sich schnell und nur mit den Unzufriedenen zu verbünden. Parteinahme und Verbindung mit den ewig Unzufriedenen bringt Christen vom Auftrag der Gemeinde weg, das haben wir in der vergangenen DDR gelernt. Erneuerung fängt da an, wo Menschen ihre Schuld erkennen, bekennen oder auch einfach Schuld anderer freiwillig übernehmen. Das haben Christen in Deutschland von Dietrich Bonhoeffer gelernt: Die Kirche darf freiwillig Schuld übernehmen.

Bonhoeffer spricht oft von einer persönlichen Schuld, die als ver-giftende Quelle für die Gemeinschaft erkannt wird. "Aus dem Begehrn, das in unseren Gliedern steckt, entsteht Mord, Neid, Streit, Krieg." Jak. 4,1 f.

... Jede Sünde eines anderen kann ich entschuldigen, nur meine eigene Sünde bleibt Schuld die ich nie entschuldigen kann." Bonhoeffer spricht dann vom Zusammenschluß der vielen einzelnen im Gesamt-Ich der Kirche: "In ihnen, durch sie bekannt und erkennt die Kirche ihre Schuld. Die Kirche bekannt den Namen Jesu Christi mißbraucht zu haben, indem sie sich Seiner vor der Welt geschämt hat und Mißbrauch dieses Namens zu bösem Zweck nicht kräftig genug gewehrt hat: Sie hat es mitangesehen daß unter dem Deckmantel des Namens Christi Gewalt und Unrecht geschah, sie hat aber auch die offene Verhöhnung des heiligen Namens ohne Widerspruch gelassen und ihr damit Vorschub geleistet. Sie erkennt, daß Gott den nicht ungestraft lassen wird, der, so wie sie, Seinen Namen mißbraucht." Vom freiwilligen Schuldbekenntnis kann Bonhoeffer sagen: "Das freiwillige Schuldbekenntnis ist ja nicht etwas, das man tun oder auch lassen könnte sondern es ist der Durchbruch der Gestalt Jesu Christi in der Kirche, den die Kirche an sich geschehen läßt oder sie hört auf, Kirche Christi zu sein ... Indem die Kirche die Schuld bekannt, entbindet sie die Menschen nicht vom eigenen Schuldbekenntnis, sondern sie ruft sie in die Gemeinschaft des Schuldbekenntnisses hinein."

Nun bin ich doch mit Bonhoeffer gleich bei der Kirche gelandet, noch dazu bei einer sich erneuernden Kirche und wollte doch zuerst allgemein bei den Menschen und Völkern Europas bleiben.

Die letzten zwei Jahre sind für viele Menschen in Ostdeutschland - und ich denke auch in Osteuropa - Jahre mit sehr vielen Erlebnissen und vielen neuen Erfahrungen. In dieser Richtung verstehe ich das Wort von Václav Havel: Perestroika ist ein ganz wichtiges Wort.

1. Erneuerung

Bei uns im Lande wurde vieles neu, aber auch sehr schnell wieder anders und nun zum Teil auch schon wieder sehr alt. Gorbatschow hat die Erneuerung möglich gemacht. Sicher nicht er allein eine ganze Gruppe mit ihm, die eine erneuerte Sowjetunion mit einer sich erneuernden Partei haben wollte. Und viele Menschen und Völker in den einzelnen sozialistischen Ländern haben innerlich mit Gorbatschow korrespondiert, obwohl zu sehen war und zu sehen ist, daß z.B. die katholische Solidarność in Polen etwas anderes ist als die Bürgerbewegung in der ČSFR und nochmals etwas ganz anderes als die Demokratie der Straße und der Kirchenversammlungen in der DDR.

Bei uns im Lande sind die Dinge alle sehr schnell gelaufen. Eben noch haben wir den 40. Jahrestag erlebt und an diesem Tag das Wort von Gorbatschow gehört: "Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben." Es war spät geworden in Europa, und alle hatten sich einigermaßen eingerichtet, auch das Geschäft mit Osteuropa ging gut, nicht gerade übergut, aber es ging. Politische Verabredungen fanden statt, und in Ostberlin bei Honecker und seinen Kollegen trafen sich viele Politiker der Welt, und er stand kurz vor seiner großen USA-Fahrt. Auch die Kultur des Streits, z.B. zwischen SPD und SED wurde geübt und sogar publiziert. Führende Personen in Kirche und Staat mühten sich um öffentlichen Streit, der die Verantwortung für das Ganze immer einschließen sollte. Und es gab sich erneuernde Parteien. Ich habe in den Monaten September bis Dezember 89 in der Ost-CDU solche Erneuerungsversuche erlebt. Wir formulierten damals ein Positionspapier, das Grundlage für ein neues Programm wurde, und wir sagten damals: "Die CDU bekennt ihre Mitschuld an den gesellschaftlichen Deformationen, unter denen die Menschen in unserem Lande zu leiden haben. Sie tritt ein für eine humane und demokratische Gesellschaft, wie sie nach christlichem Verständnis einem Sozialismus entspricht ... Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sind ihre politischen Ziele ... Die CDU ist eine Partei der demokratischen Erneuerung, sie steht ein für Rechtstaatlichkeit und Rechtssicherheit, für Wahrung der Menschenrechte und Grundfreiheiten, für strikte Gewaltenteilung zwischen Parlament, Regierung und Rechtsprechung. .. Die CDU ist eine Partei für Europa. In den politischen Strukturen eines gemeinsamen europäischen Hauses erstrebt sie eine Konföderation beider deutscher Staaten in den heutigen Grenzen, in der sich die Einheit der deutschen Nation verwirklicht. Sie kann zur Brücke zwischen Ost und West ein stabilisierender Faktor der Sicherheit und Zusammenarbeit auf unserem Kontinent werden."

In diesem Positionspapier stehen Sätze zu den Rechten der mündigen Bürger, zu gesicherten Freiheiten durch eine neue Verfassung, zum freien Wirken der Kirchen, zum Mitbürgerrecht von Ausländern, zum Umweltschutz, zur Wirtschaft, die sozial verantwortet werden muß u.a.m. Ich fürchte, diese sehr guten Sätze, die in einer sehr wichtigen Zeit formuliert werden konnten, sind in der jetzigen CDU bald in Vergessenheit geraten.

2. In neuer Situation

"Zwischen Elbe und Oder liegt nicht Indianerland", so der Titel der Zeitschrift "Themen" der Stiftung Christlich-soziale Politik. Und da formuliert Dr. Michael Seidel, ein ehemaliger Arzt an der Charité: "Wir haben den Krieg zum zweiten Mal verloren." Dieses Bewußtsein ist da und läßt sich nicht wegdiskutieren. Wenn wir einmal fragen, was wir nach 89 gewonnen haben, sagen wir gern und bewußt: Freizügigkeit im Reden und Denken, also Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Reisefreiheit, Freiheit bei der Suche unseres Arbeits- und Wohnplatzes; wir können leichter Häuser bauen, neue Betriebe schaffen und uns verwirklichen, wenn wir Geld haben, und wir können weiterhin Demokratie lernen. Und auch vielen Genossen der PDS ist längst klar: Der Hauptfehler war, Sozialismus ohne Demokratie bauen zu wollen. In diesem Finden der neuen Freiheiten sind aber auch gleich die alten Werber und Verkäufer da. Wir bekommen zur Zeit tonnenweise auf gutem Papier täglich frei Haus die wirtschaftlich ausgebeutete Freiheit zu sehen. Kauf!, so heißt die Parole, und vielleicht haben Verkäufer auch im Sinn: Verkaufe Dich, verkaufe Deine Seele!

Für uns entsteht ein ganz neues Gegenüber zum Geld. Der Mammonismus, so erkennen wir, wird Feind Nummer eins, aber er gebärdet sich als der große Menschenfreund. Geld regiert die Welt! Aber wir wissen und sagen es: Ihr könnt nicht zwei Herren dienen ... An dieser Stelle liegt m.E. eines unserer Probleme: Im Zuge der Anpassung oder Angliederung haben wir in Ostdeutschland neue politische Herren und Damen bekommen. Sie heißen nun nicht mehr ZK der SED oder Stasi oder Betriebsdirektor; sie heißen vielmehr Banken, Versicherungen, Arbeitsämter. Und wenn wir uns ehrlich fragen, was wir im Erneuerungsprozeß nach der Wende verloren haben, so dürfen wir schon sagen: Das Recht auf Arbeit, das Recht auf billiges Wohnen, das Recht auf Bildung und Gesundheitsfürsorge. Daß da in allen vier Bereichen Strukturen schlecht waren, ist nicht zu leugnen, aber Rechte, wesentliche soziale Menschenrechte, sind verloren gegangen und gehen weiter verloren. "Die Hauptverlierer der Einheit sind die Frauen", so sagte es das zu Beginn zitierte Gemeindeglied. Frauen gehen zurück an den Kochtopf, Frauen treten hinter die Männer, und Alleinerziehende haben es sehr schwer. Was haben wir noch verloren? Eine relativ enge Lebensgemeinschaft mit Nachbarn, den Kollektivgeist in Arbeitsbrigaden in den Betrieben, ein Leben in Solidarität mit alten Menschen und Fremden. Na-

türlich war in der vergangenen DDR vieles verordnet. Aber die Frage, die wir uns stellen müssen, ist, können nicht bestimmte Verordnungen auch gut sein?

3. Wir wollten Kirche im Sozialismus sein

Als Kirche haben wir viel gelernt. Wir wollten nicht gegen den Sozialismus, nicht neben ihm, sondern in ihm Kirche sein. Wir wollten nicht nur Bewahrung der Situation, sondern Bewährung inmitten der Situation. Und wir wollten die Menschen mit Hoffnung infizieren für eine neue Gesellschaft, die wir uns in einer erneuerten DDR vorstellen konnten und wollten. Kirche für andere wollten wir sein (Bonhoeffer), und diese Kirche praktizierten die einen im sehr konkreten Liebesdienst für Nachbarn, Unterdrückte und Ausländer, andere sprachen mit den Behörden und sahen darin eine große Chance. Bischof Schönherr glaubte, immer, wenn wir offen in ein Gespräch gehen, zwingen wir auch den anderen, offen zu sein und kommen gemeinsam erneuert heraus. So beschrieb er auch das große Gespräch zwischen den staatlichen Autoritäten und der Kirchenleitung am 6. März 1978. Diese Gespräche wurden auf vielen Ebenen geführt, bei uns in Marzahn z.B. in der sogenannten Nationalen Front und mit dem Bürgermeister und seinen Vertretern. Es gab auch den Versuch, das Christsein für andere mitten in der organisierten Welt der DDR, in Parteien und Gewerkschaften zu leben. Und im echten Miteinander von Christen und Marxisten wußte man auch immer um die Leiden der Vergangenheit (KZ), wußte um die Tatsache, daß beide - Christen und Marxisten - Minderheiten im Volk sind. Die meisten Menschen im Volk aber waren und sind leider Konsumenten oder Konsumisten. Und nun möchte ich diese gar nicht verächtlich machen, ihr Lebenssinn ist eben vorwiegend in den materiellen Dingen festgemacht. Dies ist ihre Freiheit, aber es ist keine "Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit". Das war ja einmal richtig theologisch formuliert. Und in diesem Sinne sprach Josef Hromádka in Prag in den 60er Jahren im Blick auf den Dialog mit Marxisten, daß wir als Christen bessere Kommunisten sein könnten. Mit diesen drei Vorbemerkungen zur Erneuerung, zur neuen Situation und zur Kirche Christi in gehabter Situation - alles nur Andeutungen - möchte ich mich dem Thema unserer Tagung zuwenden:

Gemeinde Christi sein in der Weltstadt der Europäischen Gemeinschaft

Ich werde Thesen vortragen und Fragen stellen:

1. Europa läuft auf vollen Touren. Es läuft primär wirtschaftlich. Das Geld, das erwirtschaftet wird, verwaltet, ausgegeben und wieder angelegt wird, spielt eine große Rolle. Mit Geld wurde die DDR weggekauft, mit Geld versucht man in der Sowjetunion das alte System wegzubekommen, mit Geld konnte man den Golf-Krieg stützen und zugleich an ihm vorbeikommen, mit Geld kommen große Herren nach Polen und denken an deutsche Ländereien, gar Provinzen, mit Geld, das erwirtschaftet wird - und die multinationalen Konzerne und Banken machen Europa sehr weit -, wird Jugoslawien heruntergehalten.

Fragen: Ist das so, daß das Geld so regiert oder ganz anders? Was sind die positiven Seiten dieser Geld- (Kapitalismus-) Politik? Kann Geld Kultur und Streitkultur, die wir brauchen, bestimmen?

2. Das Geld nach innen. In unserem Land bestimmt weithin die sogenannte Treuhand. Sie geht mit Besitz, Produktionsmitteln und Gutshaben um. Und die ganze Umstellung unseres Lebens mit Geld verlangt neue Prinzipien. Profit ist wichtig, und Menschen fallen dabei durch die Latten: Arbeitslose, Ausländer, Frauen, alte Menschen.

Fragen: Sind das die vier Gruppen, um die das Alte Testament immer schon gewußt hat: Arme, Witwen und Waisen, Fremde und Tagelöhner? Wenn wir von unten her, d.h. doch auch von diesen Menschen her, denken wollen: Was haben wir für die Gesundung Europas zu tun?

3. Die Ausländerfrage wird überall diskutiert. Es ist schlimm, was geschieht, aber es wird mit dieser Diskussion Wichtiges übergangen. Bei uns z.B. die Massenarbeitslosigkeit und die Versprechen der BRD-Regierung den Menschen in Ostdeutschland gegenüber.

Fragen: Müßten wir Christen und Kirchen an dieser Stelle nicht unser Thema festmachen? Müßten wir nicht in Solidarität mit den Arbeitslosen und denen, die sich betrogen fühlen, Herausforderer unserer Regierung werden?

4. Die Parteienpolitik. Ist das politische Spiel der Parteien hilfreich? Machen die Politiker nicht nur Politik zugunsten ihrer Partei? Manchmal wirkt es so, als ob immer Wahlkampf stattfindet.

5. Osteuropa bleibt unsere Aufgabe. Das meine ich im Sinne der Versöhnung der Menschen. Wenn wir jetzt, 1992, die Integration Europas betreiben und erleben und in Westeuropa Gemeinschaft als politische, Wirtschafts- und Währungsgemeinschaft probieren, dann dürfen wir Polen die CSFR, Ungarn, Bulgarien und Rumänien nicht vergessen, auch nicht die große Sowjetunion. Und da steht uns leider immer noch ein latenter Antikommunismus im Wege, verbunden mit dem Nichtwissen von Geschichte und Kultur unserer Nachbarvölker.

Fragen: Was ist unsere kirchliche Aufgabe heute im Blick auf die Menschen in Osteuropa, die am freien Markt nicht so partizipieren können wie wir und die auch eine gewisse Furcht vor den Deutschen behalten haben? Könnten die Niederländer bei dieser Aufgabenstellung mithelfen?

6. Die Weltstadt Europa beginnt in Städten, wie alles entscheidende Leben heute, aber auch schon früher, in Städten begann. ~~Seulue~~ beginnt seine Mission in Städten, dort, wo pluralistisch und multikulturell gelebt wird. Leider haben wir unser Kirchensystem nicht wie Paulus aus der Stadt, sondern vom Lande im Sinne der Parochie bekommen, und da beißt sich vieles. Aber die Stadt ist zu gestalten. Das heißt auch, daß wir in der Stadt anderen Religionen Platz machen, daß wir z.B. die Sinti und Roma mit ihrer Kultur als Bereicherung empfinden und daß wir im Beginn von Europa uns keine Ausgrenzungen leisten, auch kein Abschieben von Menschen. Es braucht eine neue Ausländerpolitik und ein neues Asylrecht.

Fragen: An welcher Stelle müssen wir uns besonders einmischen? Gibt es die Herausforderung durch die Bewegung Kairos Europa?"

7. Wenn wir Europa als Weltstadt wollen, dann sind zwar unsere Markenzeichen Industrialisierung, Säkularisierung, Mobilität und Anonymität (Harvey Cox), aber wir sollten uns besonders in Sachen Bildung engagieren. Durch Amos Comenius, dessen 400. Geburtstag wir im März 1992 feiern werden, können wir uns herausfordern lassen. Im Blick auf seine Erziehungsvorstellungen habe ich jüngst einmal formuliert:

7.1 Wir brauchen in der Erziehung die Ökumene. Ohne die Welt keine Existenz in Echtheit nach innen. Globales Denken und lokales Handeln gehören zusammen.

7.2 Wir brauchen den Mut zu einer Weltfriedenssprache, die jeder in seiner Muttersprache erlernen kann. In diesem Sinne braucht es Sprachpflege, d.h. weg von großen Theorien mit vielen Schlagwörtern

hin zu erzählender Erziehungsarbeit.

7.3 Comenius wußte um die Anschauung im Erziehen. Anschaulich ist heute, in das Ganze der Welt einzuführen. Dabei ist es eine offene Frage, wie wir im Rahmen von Erziehung mit der Einschätzung der politischen Situation umgehen.

7.4. Wir brauchen eine neue Beschreibung des Engagements einzelner im Verhältnis zur gesamten Gesellschaft. Der Einzelne und die moderne Industriegesellschaft bleibt eines unserer Themen im Denken über Friedenserziehung.

7.5 Was ist der Mensch? Menschenbild und Menschenverständnis gehören in die Diskussion von Friedenserziehern. Comenius wußte, daß der Mensch ein Sünder ist und postuliert eine gewisse Disziplin. Ohne Disziplin mit einer erneuerten Moral geht keine Erziehung.

7.6 Von Comenius her ist zu lernen, den Weg von den Sachen, von der Anschauung, zum Begriff zu finden. Die Sachen sind auch die Begegnung mit der Natur und der geschichtlichen Wirklichkeit.

7.7 Das Verhältnis christlich-natürlich ist zu beschreiben. Alles ist von Gott her und zu Gott hin und auf dem Wege müssen Entscheidungen gefällt werden. Von Comenius her könnte mit dem Begriff "Pansophia" eine ökumenische Pädagogik probiert werden.

7.8 Wir könnten auch lernen für eine Gesamtschule gegen eine Eliteschule uns einzusetzen. Comenius wollte keine elitären Bildungsstätten, und in der Gesamtschule kann immer von der Natur des Schülers ausgegangen werden, mit dem Zielpunkt „nicht nur Fakten zu lernen, sondern anzufangen, das eigene Leben zu bewältigen. Erziehung ist Volkserziehung zum Ganzen, zum Frieden mit der Liebe zur Natur als Partner und verlangt eine Reform der Schule als Lebensschule.“

Diese Gedanken, abgeleitet von Amos Comenius verbunden mit Einsichten der Theologie der Befreiung und der Methodik von Paulo Freire könnten helfen, Erziehung als ökumenische Erziehung in Europa zu vertiefen.

8. In der Weltstadt Europa behalten Christen und Kirchen ihre Aufgaben und neue kommen hinzu: Gegen Machtmissbrauch, gegen billige Anpassung gegen den Mammonismus, für das Leben, für andere und mit anderen. Die zehn ökumenischen Grundüberzeugungen, die sogenannten Affirmationen, die die ökumenische Versammlung in Basel 1990 veröffentlicht hat, könnten auch uns Wegweisung sein:

I. Wir bekräftigen daß alle Ausübung von Macht vor Gott verantwortet werden muß.

II. Wir bekräftigen, daß Gott auf der Seite der Armen steht.

III. Wir bekräftigen daß alle Rassen und Völker gleichwertig sind.

IV. Wir bekräftigen, daß Mann und Frau nach dem Bilde Gottes geschaffen sind.

V. Wir bekräftigen daß Wahrheit zur Grundlage einer Gemeinschaft freier Menschen gehört.

VI. Wir bekräftigen den Frieden Christi.

VII. Wir bekräftigen, daß Gott die Schöpfung liebt.

VIII. Wir bekräftigen, daß die Erde Gott gehört.

IX. Wir bekräftigen die Würde und ~~das~~ Engagement der jüngeren Generationen.

X. Wir bekräftigen, daß die Menschenrechte von Gott gegeben sind.

Laßt uns Menschen aneinander, miteinander und mit anderen in der Weltstadt Europa werden.

Bruno Schaffstädt:

Liebe Freunde!

Deutschland ist auch ein Missionsfeld. Deutschland ist ein großes Missionsfeld geworden. Und vielleicht ist es so, daß es z.Zt. leichter ist, einem Afrikaner oder einem Inder das Evangelium zu sagen als einem Deutschen. Vielleicht ist es so, daß wir mit dem Evangelium schlecht umgegangen sind, daß wir es nie richtig verstanden haben, daß wir unter dem Evangelium satt und träge geworden sind. Es liegt sicher eine schwere Schuld bei uns, bei uns allen, die wir zur Kirche Jesu Christi gehören. Bei uns liegt die Schuld, wenn in Deutschland das Evangelium nicht mehr gehört wird. Bei uns liegt die Schuld, weil wir mit dem Evangelium nicht mehr laufen, weil wir es nicht mehr hinstrengen in die Häuser, weil das Evangelium von uns zu schnell hinter den Kirchmauern und in den Pfarrhäusern behalten wird. Ich möchte nichts gegen die Pfarrer sagen, die meisten von ihnen mühen sich sicher redlich ab. Und hinter den Kirchmauern ist hier und da auch reges Leben. Aber ist das genug? Ist es genug damit, daß wir hinter den Kirchmauern Choräle singen?

Unsere Kirche in Deutschland ist sehr klein geworden. So klein, daß wir uns freuen, wenn noch immer ein paar Leute zum Gottesdienst kommen. An Hand der Kirchensteuer-Listen und der Personalbogen ist sie noch groß. Aber von der Verkündigung des Evangeliums werden doch nur 1 - 2 % erreicht. In den Großstädten sind es noch weniger, in den Dörfern ab und an mehr. Wir dürfen uns nicht täuschen lassen, wenn wir hier und da auch volle Kirchen haben. "Wer hört denn noch diese Geschichten vom Jesuskind, wer glaubt denn noch an den gekreuzigten Jesus Christus?" So und ähnlich reden doch die meisten Menschen unsrer Tage. Und so reden auch die meisten unsrer Kirchensteuer-Zahler. Sie bleiben in der Kirche, damit sie wenigstens einmal feierlich beerdigt werden können, und damit ihre Kinder noch so ein bißchen Moral lernen, damit sie wenigstens ein paar Anlässe zum Feiern haben - Taufe und Konfirmation. Und wir als die fromme Gemeinde, wir haben genug zu tun mit all unsren Veranstaltungen, Gottesdiensten, Bibelstunden, Missionsstunden und Andachten. Hin und wieder wird ein Wort der Kirche an die "draußen" gesprochen, aber wer geht mit dem Evangelium zu denen, die ihre Taufe und Konfirmation wohl gefeiert haben, gefeiert mit allen Schikanen, wer geht zu ihnen mit dem Evangelium?

Und wir wollen uns nicht allzu schnell damit trösten, daß in der Bibel ja so oft die Rede von der "kleinen Herde" ist, wir wollen nicht allzu schnell sagen und glauben, daß wir die "kleine Herde" sind.

Die letzten Jahre haben bei uns in der Kirche so etwas aufrüttelnd gewirkt. Hier und da ist einer wach geworden. Dazu haben die Zeiten der Bekennenden Kirche geholfen, dazu haben sicher auch sehr viel die Kirchentage in den letzten 3 Jahren geholfen. Und dazu hilft Gott auch immer wieder in unsrer Zeit.

Aber wir? Bleiben wir trotzdem noch immer die, die sich mit feierlichen Gottesdiensten und besten Bibelstunden zufrieden geben? Wir, die wir hier sind, die wir um die Botschaft Jesu Christi wissen, die wir zu seiner Gemeinde gehören, wir sind gerufen:

gehet hin! Gehet hin auf das Missionsfeld Deutschland. Jedes Gemeindeglied ein Missionar. Anders können wir uns nicht evangelisch nennen, anders können wir das Evangelium nicht verstehen und anders können wir auch nicht Kirche Jesu Christi sein.

Die Menschen, die nicht zur Kirche kommen, - auch unsre Kirchensteuer-Zahler - haben oft eine sehr dünne Vorstellung von dem, was Kirche eigentlich ist. Sie kennen hier und da einen Pfarrer, den sie mal auf einer Beerdigung oder bei einer Trauung bei Bekannten erlebt haben. Darum, weil sie einen Pfarrer kennen, meinen sie die Kirche zu kennen. Und bei allen Feierlichkeiten - als da sind Trauung, Taufe, Konfirmation und Beerdigung - lassen sich die Menschen unsrer Tage gern die Rede eines Pfarrers gefallen. Außerdem ist das dann immer eine Grenzsituation. Dazu ist der Pfarrer da - so ist die Meinung der Leute -, an solcher Lebensgrenze eine schöne, freundliche und nette Rede zu halten. Aber so ist nicht unsre Meinung, so ist nicht unser Auftrag, den uns der Herr Christus gegeben hat. Wir müssen mit unsrer Botschaft aus der Grenzsituation heraus, wir müssen es wieder lernen - Pfarrer und Gemeinde und jedes Gemeindesglied -, was es um den neutestamentlichen Herold, um den Boten, um den Zeugen Jesu Christi ist. Dazu sind wir gerufen - und nicht zu ruhigem Beantentum. Wir dürfen die Botschaft Jesu Christi nicht in Kirchmauern, Gemeindehäusern und Sprechstunden pressen. Das Evangelium will laufen.

Entschuldigen Sie bitte, wenn ich mit diesen einführenden Sätzen erst einmal versucht habe, unsere kirchliche Lage kurz zu kennzeichnen. Sicherlich kann man noch sehr viel dazu sagen, Positives und Negatives. Vielleicht sind Sie auch ganz anderer Meinung. Es kommt jedenfalls heute nicht so sehr auf einzelne fromme Leute an, die Mission machen wollen - darauf kam es eigentlich noch nie an -, sondern wir brauchen Gemeinden, die etwas vom Zeugen-Dienst wissen, die dem Evangelium gehorsam sind, die das "Gehe hin" versuchen zu leben. Wir sollen Zeugen Jesu Christi sein, Zeugen mit dem Wort und mit der Tat. Und vielleicht kommt es gerade in unsrer Zeit wieder mehr als zuvor auf die christliche Tat an. Auf das kleine Zeichen, das wir hier und da tun können.

Die Goßner-Mission arbeitet in Indien. Dort lebt eine junge Kirche. Von dem Fortgang und von den Nöten dort draußen haben wir gehört. Die Goßner-Mission hat nun auch eine Heimatarbeit angefangen. Schon lange verbindet sich in ihr Missionsarbeit draußen und Kinderarbeit in der Heimat. Schon Vater Goßner richtete Kinder-Bewahranstalten ein und veranstaltete Kinder-Missionsstunden. Und so ist es eine gute Sache, wenn heute in Berlin sich mit der Goßner-Mission ganz eng die katechetische Arbeit verbindet. Unser Direktor Lokies - von dem ich Sie alle herzlich grüßen darf - ist gleichzeitig Leiter der Evgl. Erziehungskammer in Gesamt-Berlin. Diejenigen, die einmal Katecheten werden wollen, werden schon während der Ausbildung mit dem Geist der Mission vertraut gemacht. Und die es sind ebenfalls. Ihnen wird gesagt: Ihr Katecheten seid unsre Missionare in Berlin. Ihr habt am besten Zugang zu den Wohnungen der Eltern eurer Kinder, die ihr unterrichtet. Ihr seid Frontkämpfer Jesu Christi.

Es ist unsre Meinung, daß die Zeit der Massen-Evangelisation vorbei ist. Und wenn in den Kirchen Evangelisationen durchgeführt werden, z.B. in Berlin an jedem Fußtag und an jedem Karfreitag,

dann kommen doch nur immer die, die im kirchlichen Leben Bescheid wissen. Die Außenstehenden werden selten erreicht. Auch dann nicht, wenn man diese Evangelisationen in Kinos und Theater verlegt. Es geht heute um das Gespräch von Mann zu Mann. Es geht darum, daß die Leute in ihren Hinterhaus- und Kellerwohnungen besucht werden, daß mit ihnen geredet wird, daß wir sie einladen und ihnen helfen. Und helfen können wir heute viel, nicht allein sozial, oft hilft schon ein Gespräch. Wir haben aber da nicht den Auftrag, gleich Drohreden zu halten, vielleicht müssen wir zuerst einmal zuhören - auch, wenn die Kirche beschimpft wird. Und zu diesem Besuchs- oder Gesprächsdienst sollte ein jedes Gemeindeglied sich finden. Vielleicht sollten wir in unsrer Kirche den Mut haben, einmal eine Bibelstunde ausfallen zu lassen und mit allen Gemeindegliedern an diesem Abend in die Häuser gehen. Einfach so, daß wir den nichtkirchlichen Leuten "Guten Tag" sagen und ihnen mit unserm Besuch bezeugen, daß es noch eine Kirche gibt. Vielleicht wird hier und da einer rausgeschmissen, vielleicht werden viele beschimpft werden - aber sicher wird es bei vielen zu einem Gespräch kommen.

Die Gossner-Mission treibt Äußere Mission. Aber wir haben ein schlechtes Gewissen, wenn wir nach Indien gehen und sehen, wie bei uns in Deutschland dem Evangelium nicht mehr geglaubt wird. B. Symadowski, unser Missionsinspektor in Mainz, von dem ich Ihnen vielleicht auch noch einiges berichten werde, sagt einmal: "Auch die Heidenmission in fernen Landen gibt uns keine Absolution für unser Schweigen gegenüber dem Heidentum im eigenen Lande." Und darum meinen wir, hingehen zu müssen zu den Heiden in Deutschland. Und das nicht, weil wir eine große Sache machen wollen, oder weil wir uns besondere Lorbeeren beim Herrgott verdienen wollen, sondern weil uns die Liebe Christi zu den Menschen treibt. Darum müssen wir dahin gehen, wo wir den Menschen unsrer Tage treffen. Da, wo er sich vergnügt, da wo er arbeitet und wo er wohnt.

Und nun will ich Ihnen kurz berichten von unserm Hingehen zu den Menschen ins Oderbruch 1945. Wir gingen damals zu zweit ~~zusammen~~ mit einem Wohnwagen. Mit ihm hatten wir unsere Wohnung bei uns, unser Pfarrhaus und unseren Unterrichtsraum. Sie wissen sicherlich alle, daß das Oderbruch in den letzten Monaten des Krieges noch ganz besonders viel gelitten hat. Die Menschen waren zweimal geflüchtet, einmal während des Krieges und das zweite Mal, als die große Überschwemmung kam. Während des Krieges wechselten verschiedene Orte fünfmal den Besitzer. Sie können sich denken, daß da an manchen Stellen nicht viel stehen geblieben ist. Mit den Einheimischen waren nach dem Zusammenbruch auch viele Flüchtlinge und Umsiedler in dieser Gegend ansässig geworden. Altbauern und Neubauern und Arbeiter - alle mußten sie in diesem Gebiet von vorn anfangen. Sie wohnten sehr primitiv. In Ställen, Kellern, Bretterbuden, Bombentrichtern, stehengebliebenen Waschküchen und dergl. -

Dort, wo die Häuser noch standen, mußten mehrere Familien in einem Zimmer wohnen. So fingen sie an! - Die Felder waren noch vermint. Immer wieder gab es Todesfälle durch Minen. Die Leute hatten kein Vieh, sie hatten kaum Arbeitsgeräte. Die Kirche im Ort war zerstört. Das Schiff lag vollkommen in Trümmern, der Turm war noch 2/3 hoch stehen geblieben. An ihm war noch klar und deutlich ein Spruch zu lesen: "Ein feste Burg ist unser Gott," das wurde den Menschen durch diesen Turm gepredigt. Ein feste Burg ist unser Gott, auch wenn die Kirchen und Häuser, die Menschen bauen,

vergehen und zertrümmert werden. Gott wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Und das haben wir auch versucht, den Leuten zu sagen: Gott will bei euch wohnen. Euer Leben hängt nicht an dem, was euch von Urgroßväter-Zeiten überkommen ist. Euer Leben hängt beim Herrn der Welt, euer Leben will der Herr Jesus Christus selber sein. Und er will bei euch in euren Hütten und Kellern wohnen. Wir konnten in dieser Gegend nicht als Pfarrer auftreten, die da kommen und eine Sprechstunde einrichten, die ihre Amtshandlungen und Gottesdienste durchführen und die hier und da eine Bekanntmachung aushängen. Es war ja keine Gemeinde da. Einer kannte den anderen nicht im Ort. Ein Siedler kannte den Nachbarn nicht, obgleich sie schon fast ein halbes Jahr nebeneinander gewohnt hatten. Die Einheimischen interessierten sich nicht für die neu dazugekommenen Bewohner aus den ehemaligen Ostgebieten.

Kirchlich war die Lage so: Ein Pfarrer aus dem Nachbardorf versuchte so etwas die Amtshandlungen durchzuführen und hielt alle 14 Tage Gottesdienst. Doch das wußten nur sehr wenige. Und wie sollten sie kommen: Die Bretterbude konnte man nicht abschließen, den Keller nicht so unbewacht zurücklassen. Wie sollten die Menschen ihren Acker bestellen - am Sonntag bekamen sie am ehesten ein Pferd geborgt. Am Sonntag mußte Gemeinschaftsarbeit durchgeführt werden. 5-8 Menschen waren anfangs im Gottesdienst. Was sollten wir nun tun? Wir machten vorwiegend Besuche. Wir gingen zu den Leuten in die Bretterbuden, in die Keller und setzten uns zu ihnen. Wir sagten ihnen "Guten Tag", "die Kirche ist auch wieder da." Dann antworteten sie oft ganz verlegen "Entschuldigen Sie bitte" Sie hatten uns nämlich für Hamsteffer oder für eine Kommission gehalten. Und mit dem "Entschuldigen Sie bitte" wollten sie ihre Gedanken entschuldigen. Oder sie sagten auch ganz verlegen "Danke schön". Noch mehr staunten sie, wenn wir ihnen sagten "Die Kirche ist auf Rädern da, wir haben unsere Wohnung bei uns." So aber, indem wir uns zu ihnen setzten, so konnten wir mit ihnen reden. Aber meistens mußten wir zuhören. Sie hatten ja alle so viel erlebt und mußten jetzt so viel leisten, "Hilf dir selbst, so hilft dir Gott", sagten sie uns als ihre Parole. Jeder war so mit sich selbst beschäftigt, daß er auf den anderen nicht mehr sehen und hören konnte.

So war es vielleicht die beste Seelsorge, wenn wir nur erstmal zuhörten. Die Einladung zum Gottesdienst kam oft nur sehr zögernd über unsre Lippen. Neben den Hausbesuchen fingen wir mit dem Konfirmandenunterricht und mit dem Christenlehreunterricht an. Wir unterrichteten die Kinder oft im Freien. Meist setzten wir uns dann in den Pfarrgarten auf den Rand eines Bombentrichters, davon waren genug da. Aber wir saßen mit den Kindern um die Bibel. Aus der konfirmierten Jugend versuchten wir eine Junge Gemeinde zu sammeln. Auch hier ging es nur um die Bibel. Die Bibel wurde das Buch unsrer Jugend. Es wurde mir einmal erzählt, daß unsre Bibelarbeiten auf den Feldern beim Zuschaufeln der Panzergräben und Laufgräben, die vom Krieg noch da waren, von Jugendlichen oft nachbesprochen worden sind. Es soll vorgekommen sein, daß einer, der nicht mit zur Jungen Gemeinde kam, der bis dahin noch nie Wort Gottes gehört hatte, daß der eine Bibel zur Arbeitsstelle mitbrachte und sich von einem aus der Jungen Gemeinde die Bibelarbeit nacherzählen ließ. Wir machten mit der Jugend auch sehr viel Kanonsingen. Und es war so, daß sie während ihrer Gemeinschaftsarbeiten diese Kanons gesungen haben. Beim Ausschachten eines Kellerraumes zu einem Haus oder beim Zuschaufeln der Laufgräben sangen sie "Danke,

danket dem Herrn." Ich brauche nun die einzelnen Dinge nicht aufzuzählen, die wir taten - unsere Arbeit war gewöhnliche Gemeindearbeit. Nur: wir mußten die Gemeinde erst sammeln. Wir mußten hingehen. Und man sagte uns dann manchmal, wenn wir ins Haus kamen: "ich halte von der Kirche nichts". Wir sagten aber dann: "Aber der liebe Gott hält etwas von dir." Und ehe sichs drum unser Gesprächspartner versah, redeten wir um den lieben Gott - und um die Bibel.

Hier und da konnten wir auch rein praktisch helfen. Eine alleinstehende Frau hatte Rüben zu fahren, das Pferd war sehr wild. Ich habe die Fuhr gemacht; dann mußten die Konfirmanden, die gerade zum Unterricht gekommen, eben etwas warten. Einer anderen Frau haben wir beim Grasmähen geholfen. Andere Bauern holten uns zur Mithilfe, als in ihrem Pferdestall Nachwuchs ankam. Und wenn wir auf einen Hof kamen, wo Kartoffeln abgeladen wurden, dann pakten wir mit an. Unser Brennholz schlügen wir im Pfarrwald allein. So nur, indem wir den Leuten nicht zur Last fielen, so nur konnten wir ihnen helfen, mit ihnen reden, so gewannen sie Vertrauen zu uns und wir konnten ihnen das Evangelium sagen.

Eine Frau kam weinend zu uns in den Wagen gelaufen, weil sie gestochen hatte. Nun wollte sie uns bitten, daß wir die Sache wieder ins Heine bringen. Und so kam es, daß Dieb, Bestohler, Polizist und Pfarrer an einem Tisch saßen und versuchten, möglichst gerecht den Fall zu beheben. - Wir wurden zu Rate gezogen in anderen rechtlichen Angelegenheiten, in Familiengeschichten und in Ehekrisen. Im Wohnwagen konnte man sein Herz ausschütten, hier konnte man sich menschlich begegnen. Und auch die Nichtchristen wußten, daß hier für sie gebetet wurde.

Wir versuchten, Bibeln und Gesangbücher in die Gemeinde zu bringen. Im Rucksack holten wir Textilspenden für die Gemeinde.

Wenn wir uns nun fragen, warum war das kirchliche Leben so zerstört? Dann müssen wir sagen, weil leider unsre meisten Kirchengemeinden so eingestellt sind, daß der Pfarrer alles macht. Wenn der nicht da ist, dann fällt eben der Gottesdienst aus, dann wird nicht getauft, dann wird nicht kirchlich beerdigt, dann gibt's eben keine Kirche. Dann redet höchstens noch so ein altes Mütterchen vom lieben Gott, aber kein Mensch mehr, der mitten im Leben steht. Ist es nicht ein trauriges Zeichen für unsre gesamte Kirche? Jedes Gemeindeglied sollte um die Mitverantwortung wissen, sollte ein Zeuge Jesu Christi sein.

So meinten wir, gleich viele Mitarbeiter gewinnen zu müssen. Da, wo einer offen für das Evangelium war, wo er dem Herrn Jesus Christus etwas zutraute, da meinten wir ihm Mut machen zu müssen, ein öffentlicher Zeuge Christi zu werden. So hatten wir nach einem Jahr Arbeit in der ersten Gemeinde sonntäglich 4-6 Kindergottesdienst-Helfer, wir hatten mehrere Gemeindehelfer, die Besuch machten, wir hatten Helfer, die Hausandachten hielten, wir hatten Helfer beim Spendenverteilen.

Gemeinde muß zur Selbständigkeit erzogen werden!

Es war nach einem Jahr ein kleiner Kreis da, der um die Mitverantwortung im Gemeindeleben wußte. In den Gottesdienst kamen sonntäg-

lich 50-80 Leute. Nun konnten wir mit dem Wohnwagen weiterziehen. Ein Pastor kam, wir hatten ihm vorher eine Wohnung besorgt. Er hatte jetzt einen kleinen Kreis, der ihm weiterhelfen konnte. Und diese kleine Gemeinde hat ihm weitergeholfen. Sie haben inzwischen ein Gemeindehaus gebaut und das Fundament für das Pfarrhaus gelegt. Es geht kirchlich voran. Aber auch sonst. Die Bauern haben wieder Vieh, die Häuser sind z.T. wieder aufgebaut, neue Häuser sind gebaut worden.

Wir können Gott nur bitten, daß er in solcher Gegend die Pfarrer da vor behüte, daß sie Bürokraten werden, daß sie den Blick für die Menschen verlieren. Und Gott schenke es uns Pastoren und Predigern, daß wir recht viele Mitarbeiter in unseren Gemeinden haben.

Die Gefahr in den neugesammelten Gemeinden ist die, daß sie nun auch wieder zu erstarren drohen. Wir sind ja alle zu schnell dabei, entstandene Kreise nach außen abzuriegeln. Wir bleiben zu wenig Missionare. Wir schimpfen zu schnell über die, die Christus ablehnen, wir predigen ihnen zu schnell Gericht. Wir müssen es lernen, immer wieder neu lernen, daß wir alle Menschen zu lieben haben, weil Christus für alle Menschen gestorben ist.

Die Notstandsarbeit in den zerstörten Gebieten ist vorbei. Es gibt jetzt überall wieder ordentliche kirchliche Verhältnisse. Doch unsre drei Wohnwagen sind noch im Einsatz. Wir arbeiten da, wo neue Orte entstehen, da, wo Pastoren ihre Filialdörfer nicht genug betreuen können. Wir wollen da sein, wo viele Menschen arbeiten - vielleicht auch da, wo viele Menschen krank liegen - in Heilstätten. Wir haben die drei Wohnwagen, doch es fehlen uns die Leute dafür. Ich habe z.Zt. nur einen festen Mitarbeiter. Wir suchen jetzt tüchtige Laien. Solche, die von der Liebe Jesu Christi zu den Menschen getrieben werden, solche, die ohne Studium Herolde Jesu Christi sein können. Wenn unter Ihnen einer ist, oder Sie sonst einen wissen - der für diese Arbeit Freudigkeit hat -, er ist uns herzlich willkommen.

Die Wagen stehen auf Rädern und Räder wollen rollen. Aber es wollen nicht nur unsre Wagen rollen, sondern das Evangelium will laufen. Der Herr Christus will unterwegs sein - durch uns! Er will unterwegs sein bei den Menschen. Darum bitten wir den Herrn, daß es durch unsre Arbeit sichtbar werde: "Die Liebe Christi drängt uns also".

Evangelische Kirche in Deutschland
Gossner-Mission

Berlin N 58
Göhrenerstr. 11
Ruf 44 40 50

1 APR 1955

NUR FUER DEN KIRCHLICHEN
DIENSTGEBRAUCH

Postscheck:
Berlin 4408

Unsere Sendung

„Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende
ich sie auch in die Welt.“ - Johannes 17,18

„Liebe Brüder und Schwestern,
wir dürfen nie vergessen, daß die Aussendung der Jünger
ein Stück des hohenpriesterlichen Gebets Jesu ist. Sie
vollzieht sich im Gespräch des Sohnes mit dem Vater:
„Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende
ich sie auch in die Welt.“ Dann erst, nach seiner Auf-
erstehung, spricht der Herr die Apostel direkt an und
gibt ihnen den Missionsauftrag: „Gleichwie mich der
Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh. 20,21)
Aber gemeint ist mit der Sendung in beiden Fällen ein
und dasselbe: nämlich die Sendung aus der anderen, der
neuen Welt Gottes in diese alte vergehende Welt. Ob
Missionare nach Indien, China oder Afrika gehen, ist
nicht das Wesentliche an der Mission: sie haben ihre
Missionsaufgabe ebensogut auch daheim - von Generation
zu Generation. Wesentlich an ihrer missionarischen
Sendung ist hier wie dort, daß sie sozusagen akkredi-
tierte Botschafter des Reiches Jesu Christi in den
Reichen dieser Welt sind.

Möge dieser Sachverhalt niemals aus unserem Bewußt-
sein schwinden. Nur dann wird unsere Missionsarbeit vor
jeder Art von Verweltlichung bewahrt; nur dann wird sie
nicht zu einem Stück kirchlicher Propaganda oder zum
Betrieb werden. Und nur dann, wenn sie eine Botschaft
aus der ganz anderen Welt Gottes in diese uns bekannte
natürliche Welt ist, darf sie beanspruchen, von den
anderen Religionen gehört zu werden, die samt und sonders
innerweltliche und um den Menschen kreisende Konzeptionen
von Welt und Leben sind. Dieses Urteil über sie besteht
auch dann zu Recht, wenn sie sich in transzen'denten
Vorstellungen über Gott ergehen.

Der von Gott aus seiner Gotteswelt in diese Menschenwelt
gesandte Christus ist das A und O unserer Botschaft. Und
immer und überall, wo diese Botschaft über das bloße dog-
matische und theologische Wissen hinaus zum persönlichen
Zeugnis wird - hier in der Heimat wie dort draußen auf
den Missionsfeldern - darf sie der Verheißungen Gottes
gewiß sein. -

Lassen Sie, liebe Brüder und Schwestern, Helfer und
Mitarbeiter im Werk der Mission, durch diese kurze Text-
betrachtung uns gegenseitig zu gemeinsamer Weiterarbeit
reizen und rüsten. Die Gossner-Mission in der DDR schlägt
ein neues Kapitel ihrer Heimarbeit auf. An die Stelle
ihres Mitteilungsblattes „Die Eiche“ treten verviel-
fältigte Zuschriften, die Ihnen in loser Folge zugehen
werden. Erstmalig ist in diesen Blättern v. rnehmlich

vornehmlich von unserer Heimatarbeit die Rede; das
nächste Mal soll Stand und Arbeit der Goßner-Mission
in Indien im Mittelpunkt der Ausführungen stehen.
Wir grüßen unsere Freunde mit der Bitte, ~~unseren Arbeit~~
fürbittend zu gedenken.

In dankbarer Verbundenheit
gez. Hans L e k i e s

Allen Freunden und Gemeinden einen herzlichen Gruß.
Sie sollen heute von uns einen Brief bekommen mit Berichten aus unserer Arbeit in der DDR. Sie wissen, daß es Heimatmissionare der Goßner-Mission waren, die 1948 im zerstörten Oderbruch kirchliche Aufbauarbeit mit Hilfe eines Wohnwagens angefangen haben. Das Oderbruch zeigt heute nicht mehr ein total zerstörtes Bild, sondern ist ein einigermaßen in Ordnung gekommenes Gebiet, wenn auch noch nicht alle Kriegsschäden beseitigt werden konnten. Auf kirchlichem Gebiet ist festzustellen, daß neue Pfarr- und Gemeindehäuser entstanden sind. Alle Orte werden pfarramtlich betreut. Das Oderbruch braucht also nicht mehr unbedingt unseren Hilfsdienst mit Wohnwagen. Wir hatten lange überlegt, ob wir nun nicht aufhören sollten mit dieser Arbeit. Da rief uns Stalinstadt bei Fürstenberg O. 1952 rollte ein Wohnwagen in diese neue Stadt, die erste sozialistische Stadt der DDR, um hier Christen einen Raum zur Sammlung zu bieten. Seine 30 Plätze reichten zunächst gut für die, die zu Gottesdienst kamen. Doch im Frühjahr 1954 brauchten wir mehr Plätze, als einige Gottesdienstbesucher mit einem Sitzplatz auf der Treppe zufrieden sein mußten. Die Märkische Volksmission stellte darum für Stalinstadt ein Zelt zur Verfügung. So hatte die kleine Gemeinde zunächst ein Pfarrhaus (Wohnwagen) und einen Kirchraum (Zelt). Zwei Amtsbrüder wurden von der Kirche eingesetzt und sahen ihre Hauptaufgabe im „Besuchemachen“. Sie gingen den Einzelnen nach und luden sie zu den kirchlichen Veranstaltungen ein. Während der Sommermonate vergangenen Jahres halfen zwei Brüder der Goßner-Mission bei diesem Besuchs- und Sammlungsdienst. Inzwischen ist es in Stalinstadt soweit gekommen, daß von der Kirche an Rande der Stadt ein Grundstück erworben werden konnte. Hier durfte die neu entstandene Gemeinde sich nun einrichten mit Hilfe einer Baracke als Kirchraum und einer zweiten als Pfarrhaus. Unser Wohnwagen ist inzwischen in den Spreewald weitergerollt. Hier hat ein Pfarrer einen Sprengel mit zwölf Dörfern und in demselben keinen kirchlichen Raum. Mit Hilfe des Wohnwagens - und hoffentlich auch mit zwei Heimatmissionaren, die wir noch suchen! - soll versucht werden eine Schar Menschen enger zusammenzubringen, die dann bereit und willig wird, sich ein Gemeindehaus zu bauen. Unser zweiter Wohnwagen soll im Sommer ebenfalls in einem Dorf am Rande des Spreewaldes eingesetzt werden. Wir wollen in keinem der Dörfer nur so eine „Stippvisite“ von vierzehn Tagen bis drei Wochen machen, sondern wollen bleiben bis sich unter den Leuten einige finden, die in der Gemeinde neue Verantwortung auf sich nehmen. Das kann ein bis drei Jahre dauern. Vielleicht können durch solchen Dienst manche Hemmungen der Kirche gegenüber und Schranken zwischen den „Fernen“ und den „Frommen“ weggelebt werden.

Bruno Schottstädt

Im dritten Wohnwagen arbeitet ein Heimatmissionar in einer Stadtrandsiedlung Wittenbergs. Sein Bericht:

„Was, in Wittenberg, in der Lutherstadt steht ein Wohnwagen? Ist denn das nötig?“ so wurde ich oft gefragt, wenn ich von unsrer Wagen berichtete und dann auch den „Wittenberger“ erwähnte. - Ist es wirklich nötig, daß in der Stadt der Thesentür und der PredigtKirche Luthers ein M i s s i o n s w a g e n steht? - Nun steht der Wagen allerdings nicht neben der Schloßkirche mitten in der Stadt, sondern in einer der Siedlungen am Stadtrand. Diese Siedlungen entstanden vor ungefähr 15 - 20 Jahren, als die Wittenberger Industrie aufgebaut wurde, und zu diesen Zweck hunderte von Familien aus allen möglichen Gegenden Deutschlands nach Witterberg verpflanzt wurden. Mit den kleinen Ein- oder Zweifamilienhäusern wurde aber aus irgendwelchen Gründen, trotzdem es geplant war, keine Kirche gebaut. Unsere Väter bauten erst ihr Gotteshaus und dann ihre Häuser und Höfe. Wir bauen erst unsere Fabriken, dann unsere Häuser, dann kommt eine ganze Weile garnichts - es können zwanzig Jahre darüber vergehen - und dann kommt ein Wagen der Mission. Kennzeichnet das nicht unsere Lage? - Wir wollen aber nicht zurückschauen und wehklagen.

Die Arbeit mit dem Wagen kann gewiß nicht das nachholen, was in zwanzig Jahren nicht getan worden ist, aber sie kann einen neuen Anfang machen. Sendung des göttlichen Wortes muß geschehen, damit die Siedler bereitwerden für die künftige neue Kirche. So darf denn die Kirche aus lebendigen Steinen der Kirche aus Zement und Ziegeln vorausgehen und ihr den Weg bereiten. Die Arbeit im Wagen hier will dazu dienen.

Zu dem Pfarrbezirk, in dem ich mit dem Wagen helfe, gehören neben fünf Dörfern, die auch zur Stadtkirchgemeinde gehören und ca. 3000 Einwohner beherbergen, zwei dieser Stadtrandsiedlungen. In einer wohnen ca. 3000, in der anderen 4000 Menschen. Somit hat also ein Pfarrer ca. 10000 Menschen zu betreuen. Die Kirche in einem der Dörfer ist die einzige Versammlungsmöglichkeit für die Gemeinde. Die Siedler sind dort aber nicht „zu Hause“. Es ist nicht „ihre“ Kirche. Erst wer die geographische Lage der einzelnen Wohnbezirke und die Zusammensetzung der Bevölkerung in Dorf und Siedlung kennt, kann das recht verstehen.

Ich kann mich mit meiner Arbeit, besonders mit den Hausbesuchen, auf die kleinere Siedlung beschränken. In dieser Siedlung haben wir das richtige Standquartier für den Wagen gefunden: auf dem Grundstück einer Bäckerei und Mühle. Er gehört nun ganz zum Inventar dieses Betriebes, so wie die Menschen dieses Betriebes ein Stück der christlichen Gemeinde sind. Auch ich gehöre zu beidem und bin dankbar dafür.

Das, was mir als besondere Aufgabe zugefallen ist, ist das G e s p r ä c h mit den Männern, der Jugend und den Kindern. Der Weg dahin, zum Gespräch, ist der Hausbesuch. Ob wohl mit der Zeit ein Kreis von Menschen bereit ist miteinander zu reden und einander zu besuchen - in Christi Namen? Gott will doch eine selbständige Gemeinde, d.h. Menschen, die frei sind „von den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem dankbaren Dienst an seinen Geschöpfen.“

Die Kreise (Bibelstunde, Junge Gemeinde, Männerkreis, Jungchar) sammeln sich an den Abenden der Woche im Wagen, und am Sonntagvormittag ist Kindergottesdienst. Ab und zu ist auch Gottesdienst für die Erwachsenen. - Für die Kinder ist der Wagen zur zweiten Heimat geworden. Zu jeder Tageszeit finden sie sich bei mir ein und fragen, ob wohl etwas los sei. In der Adventszeit haben wir dann miteinander geworkt: Die Mädchen strickten, die Jungen schnitten und klebten, zwischendurch wurde gesungen, und wenn ich ihnen auch Bilder aus Indien ankündigen konnte, dann fehlte das nächste Mal bestimmt niemand. - Oft sitzen wir auch beisammen und schwatzen. Das sind die schönsten Stunden!

Ich schreibe Ihnen, unsren lieben Freunden, diesen kurzen andeutenden Bericht einen Tag vor dem Heiligen Abend als einen Gruß zum neuen Jahr (endlich kann mein Gruß Sie nun erreichen!) Während die Winterstürme über den Wagen hintoben und an seinen Pfosten rütteln, wird mir deutlich, daß unsere Wagen eigentlich ein Hinweis darauf sind, daß Christus „keinen Raum“ findet, in dem Er „zur Welt kommen“ kann, jedenfalls nicht „in der Herberge“. Aber sie sind auch Hinweis darauf, daß das Zeichen noch immer gilt: „ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen“.

Willibald Jacob

Weitere Mitteilungen:

Im kommenden Sommer - vom 1.-20.8.-haben wir vor, zwei Oekumenische Aufbaulager (eins im Spreewald und ein zweites im Berliner Randgebiet) durchzuführen. Junge Christen wollen bei praktischer Arbeit (Steine putzen, Steine verladen, Planierungsarbeiten usw.) eine Gemeinschaft werden, sie wollen Zeugnis geben als eine arbeitende Christengemeinde und so ein Stück zum Frieden in der Welt beitragen. Sollten Sie in Ihrer Gemeinde junge Menschen haben (ab 17 Jahre), die dafür in Frage kommen, so können Sie vielleicht dafür werben und uns Mitteilung geben.

Für unsere Wohnwagen suchen wir aktive „Laien-Christen“, die ein halbes Jahr oder vielleicht ein Jahr lang in unsere Wohnwagen gehen.

Seit einem Jahr haben wir regelmäßig hier bei uns Gesprächsabende mit Leuten aus der Oekumene. Es waren u.a. bei uns ein französischer Pastor, der auch Uhrenmachermeister ist und mit einem Trupp von Uhrenmachern und Radiomechanikern durch Frankreich zieht, um die kirchfremden Menschen durch praktische Arbeiten zu erreichen. Dann waren Brüder von der Niederländischen Gemeinde hier, von CIMADE-Leuten hatten wir oft Besuch und vor ein paar Wochen war der Kirchenpräsident der Jeypur-Kirche (Indien) unter uns. Wir haben an diesen Abenden um Fragen der Evangelisation und Mission heute gesprochen, um Frieden und Völkerverständigung und andere Fragen, die uns in der oekumenischen Arbeit bewegen. Wir werden Ihnen in den nächsten Briefen davon ausführlicher berichten.

Soenso sollen Sie von der Gossner-Kirche in Indien hören und von dem Tun unseres Arbeiterpfarrers Symanowski. Als nächster Brief ist von uns ein Reisebericht von Miss. Dir. Lokies vorgeschen.

Die Leitung unserer Geschäftsstelle hier im demokratischen Sektor von Berlin hat der Prediger Bruno Schottstädt. In Reisedienst und verantwortlich für die Durchführung der Aufbaulager ist der Heimatmissionar Wolf-Dietrich Gutsch.

Unser Werk lebt von freien Gaben einzelner Gemeindeglieder und ganzer Gemeinden. Wenn Sie uns in unserer Arbeit durch ein finanzielles Opfer unterstützen, so helfen Sie damit zur Durchführung von zwei Aufgaben:

Daß Berichte aus der Missionsarbeit von draußen durch die Gemeinden getragen werden,

und daß an bestimmten Stellen in der DDR mit Hilfe von Wohnwagen neue Gemeinden gesammelt werden können.

Anfragen betr. Missionsfeste, Missionsvorträge, Lichtbildervorträge usw. dürfen Sie jederzeit bei uns ankommen lassen.

Mit den besten Wünschen für eine gute Zusammenarbeit Ihre

gez. Lokies

gez. Schottstädt

Bruno Schottstädt, Prediger
 Berlin N 58, Göhrener Str. 11
 Ruf: 44 40 50, Konto: Sparkasse
 der Stadt Berlin 46/50135
 Psch-Kto. der Kasse: Berlin 9517

An den Freundeskreis der Goßner-Mission.

Mit diesem Brief wollen wir die Kreise und Gemeinden grüßen, in denen Bruder Jacob und ich im letzten Jahr aus unsrer Arbeit berichten durften. Wir waren gern bei Ihnen und freuen uns, wenn der Kontakt zu Ihrer Gemeinde bleibt und wir im neuen Jahr wieder einmal in Ihrer Gemeinde sein können. - Wir wissen nicht, ob es uns gelungen ist, überall ein rechtes und eindrückliches Bild der Goßner-Kirche in Indien zu geben. Inzwischen haben wir neue Berichte bekommen und durch das Studium der Verhältnisse dort draußen werden wir noch besser das Leben dieser Kirche begreifen.

Am 1. Advent haben wir unser wieder aufgebautes Missionshaus eingeweiht, gleichzeitig wurde unser Missionsdirektor D. Lokies von Bischof D. Dibelius zur Visitationsreise nach Indien verabschiedet. D. Lokies wird mindestens 1/4 Jahr dort bleiben.

In Mainz geht unser P. Symānowski wieder als Arbeiter in einen Betrieb, diesmal will er als Handlanger bei den Maurern oder als Helfer bei den Elektrikern arbeiten. Bei ihm haben sich eine Reihe Mitarbeiter eingefunden, die auch ein "Arbeiter-Leben" führen wollen.

Wir sind dabei, die Neubesetzung unsrer Wohnwagen vorzubereiten. Im Frühjahr hoffen wir, mit 2 Wagen ganz neu voranzukommen. Zwei weitere Mitarbeiter haben sich gefunden. Neben dem Dienst im Wohnwagen wollen wir wie bisher Reisedienst tun und den Gemeinden vom Leben der Kirche in Indien und aus unsrer Heimatarbeit berichten. Uns liegt viel daran, die kleinen Landgemeinden besuchen zu dürfen.

Wenn Sie uns im kommenden Jahr rufen, dann wollen wir gern wieder mit neuen Berichten aus unsrer Missionsarbeit kommen. Wir könnten aber auch über Fragen sprechen, die wohl mit der Mission zusammenhängen, aber uns hier in Deutschland besonders angehen. Wir geben Ihnen einmal ein paar Themen, über die wir sprechen könnten:

1. Warum gehören Christenlehre und Mission zusammen?
2. Junge Gemeinde und Junge Kirche.
3. Unser Leib gehört Gott.
4. Eltern in der Verantwortung.
5. Warum nimmt ein Pastor die Maurerkelle in die Hand?
6. Wie kann ich als Christ im Betrieb leben?
(Diese Frage kann unser Mitarbeiter Fuchs gut behandeln, der selbst Betriebsarbeiter ist.)
7. Was kann ich als alter Mensch in der Kirche tun?
8. Über Indien: Junge Kirche im Kampf mit den Götzen.
9. Die neue Stellung des Missionars in der ind. Goßner-Kirche.
10. Schwächen der jungen Goßner-Kirche in Indien.
11. Warum Wohnwagenarbeit?

Die Themen kann man natürlich auch anders formulieren. Sie können auch einen ganz anderen Vortrag bei uns bestellen. Wir schlagen

nur deshalb die Themen vor, damit wir im kommenden Jahr, wenn wir zu Ihnen kommen, uns nicht wiederholen. Wir können auch, wenn es von Ihnen gewünscht wird, über die Geschichte der Goßner-Mission sprechen. Bitte bestellen Sie uns rechtzeitig zu Vorträgen, Missionsfesten und Vortragsreisen.

Nun haben wir noch 4 Dinge auf dem Herzen:

1. Dürfen wir einen Bruder aus Ihrem Kreis zum Missions-Pastoren-kursus einladen? Der Kursus kostet nicht viel. Er findet alle Frühjahr statt und dauert von Montag bis Sonnabend einer Woche. Im Kursus hören sie Neues aus der Arbeit der Berliner, der Goßner-, Ostasien- und Betheler Mission. Bitte schreiben Sie uns bald, damit wir dann rechtzeitig zum Kursus einladen können.
2. Wissen Sie einen jungen Mann, der bei uns in der Heimatmission (Wohnwagen) mitarbeiten will? Wenn ja, dann schicken Sie ihn bitte zu uns.
3. Wir danken allen, die im vergangenen Jahr für die Goßner-Mission geopfert haben. Wenn Sie weiterhin etwas für uns tun wollen: auf mein Konto (s. umseitig) dürfen Sie jederzeit Spenden ein-senden.
4. In nächster Zeit geht wieder eine Biene an Sie ab. Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie den Empfang derselben be-stätigen würden.

wir wünschen Ihnen und Ihrer Gemeinde ein gesegnetes Christfest und ein gesegnetes Neues Jahr.

Mit herzlichen Grüßen sind wir

Ihre

Evangelische Kirche in Deutschland
Gossner-Mission

Berlin N. 58
Göhrener Str. 11
Ruf: 44 40 50

VI / 5.5.56

NUR FÜR DEN KIRCHLICHEN
DIENSTGEBRAUCH!

Sehr verehrte Brüder und Schwestern!

Wenn Mission kein Sonderunternehmen der Kirche ist, wenn Missionsvorträge nicht nur zur bloßen "Erbauung" in den Gemeinden gehalten werden - sondern, wenn wir begreifen, daß Mission Kirche und Kirche Mission ist, dann werden wir uns immer wieder gemeinsam zu fragen haben: Sind wir noch Kirche? Und der Einzelne wird immer wieder neu zu fragen haben: Bin ich wirklich ein Glied am Leibe Jesu Christi? - Darum wird es gut sein, wenn wir von der Arbeit der Mission unter den Heiden hören, damit wir sehen, wir sind es nicht, die "Kirche machen", sondern Jesus Christus ist das Geheimnis aller Kirchwerdung. - Von der Weltmission her können wir die Mahnung hören: Richtet euch nicht nur als feste menschliche Institution ein, sondern bleibt im Hören (Gehorchen) des Wortes Gottes missionierende Kirche - auch in Deutschland - .

In diesem Sinne wollen wir auch mit diesem Brief versuchen, Ihnen von der Missionsarbeit "draußen und drinnen" zu berichten.

Das erste Arbeitsjahr im Missionshospital Ambgaon/Indien
(von Schwester Ilse Martin)

Neulich stieß ich auf das Gedicht "Christen und Heiden" von D. Bonhoeffer, in dem es heißt:

Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,
flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot,
um Errettung aus Krankheit, Schuld und Tod.
So tun sie alle, alle, Christen und Heiden.

Daß sie alle so tun, Christen und Heiden, wie oft ist mir das im vergangenen Jahr klar geworden.

Es begann damit, daß nach einem nächtlichen Krankenbesuch im Dorf mich der Dorfpriester noch ein Stück begleitete und mir unter anderem sagte: "Es gibt doch nur einen Gott über allem. Wir nennen ihn Thakur, und ihr nennt ihn mit eurem Namen." "Nein" sagte ich, "das stimmt nicht, denn unser Gott, der der Vater Jesu Christi ist, ist noch viel mächtiger als euer Thakur." Darauf lachte er nur.

Wie oft sind Menschen vor mir niedergefallen und haben mich förmlich angebetet, daß ich sie von ihren Gebrechen heilen sollte. Blinde wollten sehend werden, Lahme wieder gehend und Besessene frei werden. Eine Frau sagte wörtlich zu mir: "In mir ist ein Bhut (Teufel), nimm ihn von mir." Als ich dann in Anbetracht meines Unvermögens sagte: "Steht auf, ich bin doch kein Gott. Nur vor Gott sollen Menschen knien und ihn anbeten - und nur Gott allein kann euch helfen." Da sagten sie mir das schier Unfaßbare:

"Wenn

"Wenn du uns hilfst, bist du unser Gott." Wie mußte ich da an die Apostelgeschichte denken. - Andere wieder sagten zu mir: "Gott hat es in deine Hand gelegt, uns zu helfen. Er hat dich zu uns gesandt, darum wirst du uns auch helfen." Immer wieder sage ich: "Ich kann euch nur Medizin geben, wenn ihr gesund werdet, dann ist es durch die Gnade Gottes geschehen." "Ja, wir verstehen schon", sagen sie, "wenn du uns hilfst, wird es dir zur Gerechtigkeit angerechnet, und wenn wir nicht gesund werden, dann ist es eben unser Schicksal, und wir müssen uns damit abfinden."

Vor mir sitzt eine junge Mutter mit verzweifeltem Gesichtsausdruck und hält mir ihr 14 Tage altes Baby entgegen. "Sieh dieses Kind", sagt sie, "ich habe es geboren, ich bin seine leibliche Mutter, es ist voller Eiterbeulen. Die Medizin unseres Dorfdoctors hat nichts geholfen. Ich lege das Kind in deine Hände, tue mit ihm, was du willst. Ich übergebe es dir ganz, mache es gesund. Es ist nicht mehr mein Kind, es gehört jetzt dir." Solche Worte mögen zum Teil nur Phrase sein, und doch machen sie mir immer wieder die große Verantwortung klar, unter der wir hier arbeiten. Das Kind sah furchtbar aus. Auf dem Rücken war ein handtellergroßes Stück ganz offen; man konnte die tiefliegende Muskelschicht sehen. Dazu hatte es am Kopf, unter den Armen und an den Beinen mindestens noch fünf bis sechs Eiterbeulen. Gott hat es geschenkt, daß dieses Baby gesund wurde. Wir haben uns alle darüber gefreut.

Von einer Entbindung kommend, bin ich auf dem Wege zurück nach Ambgaon, als ich aus einem Dorf querfeldein einen Mann auf mich zulaufen sehe. "Bitte, bitte, komme schnell in mein Haus und sieh nach meinem Jungen, er ist schwer krank; wir wissen uns nicht zu helfen. Er ist ohnmächtig. Wenn du nicht kommst, wird er sterben." Ich gehe mit ihm und finde im Haus die ganze Familie und eine Anzahl Dorfleute um das Lager des fünfjährigen Jungen stehen, der unruhig seinen Kopf hin- und herwirft. Er hat hohes Fieber und weiß nichts von dem, was um ihn herum vor sich geht. Er muß sich übergeben und sieht aus, als ob es mit ihm zu Ende ginge. Ich schicke ein Stoßgebet zu Gott. Der Vater richtet seinen Jungen auf und schreit: "Bhagwan (Gott), hilf!" Fast alle schreien wie aus einem Munde: Oh Prabhu (Herr) hilf!" Wir alle riefen zu Gott in unserer Not - die Heiden und ich. Ich mußte handeln. Ich fühlte nach dem Puls des Jungen und brachte dadurch die Verwandten zum Schweigen. Ich gab dem Jungen eine Spritze, und darauf hinweisend, daß Gott allein helfen könne, verließ ich sie. Am Nachmittag brachten sie mir den Jungen ins Krankenhaus. Sie wollten dableiben bis der Junge gesund würde, sagten sie. Er konnte nicht gut sehen, konnte nicht hören und war ziemlich apathisch. Was sollte ich tun? Ich betete. Dann gab ich dem Kind eine Injektion gegen Malaria. Wie ein Wunder erschien es mir, als das Kind kurz danach seine Mutter erkannte und "Ma" (Mutter) sagte. Es war ruhiger geworden, schlief etwas und konnte zum Abend schon etwas essen. Einige Tage blieben sie noch bei uns und gingen dann glücklich nach Hause. So haben wir es erfahren, wie D. Bonhoeffer weiter sagt:

Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,
sättigt den Leib und die Seele mit seinem Brot,
stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod
und vergibt ihnen beiden.

Möchte Gott es uns doch im kommenden Jahre schenken, daß wir auch die Zeit und die Gabe bekommen, den vielen Heiden hier sagen zu können, wer der Gott ist, der ihnen hilft und der uns zu ihnen gesandt hat.

Im

Im vergangenen Jahr sind ca. 17 500 Menschen von uns behandelt worden. Davon sind ungefähr 50 Christen gewesen, alle anderen Heiden. Ob sie etwas davon gespürt haben, daß wir im Auftrag des allmächtigen Gottes zu ihnen gekommen sind? Wir wissen es nicht, wir können es nur hoffen, weiterarbeiten und beten. Wir bitten die Heimat, in ihrer Fürbitte für uns und die Arbeit hier nicht nachzulassen. Wir brauchen Menschen, die unsere müden Hände stützen.

Wir sind sehr froh und dankbar, daß auch in diesem Jahr etwas gebaut werden kann. Einige Nebengebäude für das Krankenhaus sind vorgesehen, u.a. eine Isolierstation und eine oder zwei Unterkunftshütten für solche Patienten, die mit dem Ochsenkarren, oft in Gruppen von 20-30 Leuten, von sehr weit hierher kommen. Dann sollen wir in diesem Jahr auch endlich einen Brunnen bekommen. Das wird eine große Erleichterung werden, denn es ist doch recht schwierig, das Wasser von so weit her aus dem Fluß zu holen. Als drittes soll noch ein Wohnhaus gebaut werden, da wir doch sehr hoffen, daß der Arzt bald kommt.

Möge Gott seinen Segen zu all' unseren Vorhaben geben.

Unsere Wohnwagen-Arbeit im Bezirk C o t t b u s s
(von Bruno Schottstädt)

Wenn wir Deutschland auch als Missionsfeld sehen und auf diesem "Feld" versuchen, neben den Pfarrämtern und doch in und mit der Kirche hier und da ein wenig zu tun, um die Gemeinde Jesu Christi zu sammeln und die Glieder zuzurüsten zur Mitarbeit (Eph. 4,16), so war der Anfang für diese Arbeit im zerstörten Oderbruch (Kirchenkreis Seelow) im Jahre 1948 der rechte Ort. Hier, wo alles in Trümmern lag - die Wohnhäuser und die Kirchen - wo der Tod noch täglich Leute auf dem Feld überfiel (durch Explosionen von Minen), wo die Einheimischen nach der Flucht versuchten, wieder ein Dach auf einen stehengebliebenen Schuppen oder eine alte Waschküche zu bauen, um einen Unterschlupf zu haben, hier, wo außerdem noch viele Umsiedler einheimisch werden mußten, und ihr Familienleben sich in Kellern, Bretterbuden und ausgebauten Bombentrichtern abspielte, hier sollte mitgeholfen werden, daß beim Wiederaufbau auch Gottes Wort laut wird.

Sie hatten eine schöne Kirche - die Podelziger - sie hatten auch immer einen Pfarrer, der sie versorgte, und bei dem sie sich ab und an sehen ließen. Nun waren sie Unversorgte geworden, und als Überbleibsel aus vergangener Zeit stand eine Kirchruine - zeichenhaft dafür, daß es hier mit der Kirche als gute Stätte zu feierlichen Anlässen zu Ende ist. Diese Ruine predigte mit ihrem Spruchband - unbeschädigt, am in halber Höhe stehengebliebenen Turm - "ein feste Burg ist unser Gott" - . Dies zu lernen war uns mit Hilfe eines Wohnwagens aufgegeben. Wir mußten lernen, Gottes Burg ist nicht feierlicher Raum, sondern Er ist die Burg. Sichtbar werden mußte solch Zeugnis in und mit der Gemeinde auf dem Bombentrichterrand und in der alten Schulbaracke, durch deren Wände der Wind pfiff, und in der es nur wacklige und morsche Bänke gab. Hier wurde uns die Freiheit zum Lob Gottes in Gemeinschaft neu geschenkt - sie wird uns überall dort bleiben, wo wir uns nicht mit uns selber einrichten, sondern mit dem Herrn der Kirche allein. So kamen wir zu einer Arbeit, die ganz anders wurde als man sonst Volksmission versteht und treibt. Abends Missionsvorträge zu halten, schien uns für unmöglich. Wir mußten vielmehr versuchen, die Liebe Gottes so ein bißchen in diese Welt hineinzuleben. Stehkragen und schwarzer Anzug wären hindern

hindernd gewesen. Rollkragen aber und Knobelbecher (nicht zum Marschieren!) konnten Kleidung eines "kirchlichen Hilfsarbeiters" sein.

Unsere Hausbesuche mußten Helferbesuche werden - ohne fromme Reden. Wir lernten, daß Hausbesuche in diesen Gebieten mit Augen und Händen zu machen sind. Brudersein konnte deutlich werden beim Mähen einer Wiese, beim Dreschen und Holzhacken, beim Kartoffeleinmieten und Kohlenholen - sogar bei Geburtshelferarbeiten in Kuh- und Pferdeställen! Dieser Besuchsdienst durfte bei uns nicht als Methode aufgefasst werden - wir wollten nicht fragen, was wird daraus? Wenn sich nun doch Gemeinden gesammelt haben, so ist das nicht unser Verdienst.

In der Oekumene wurde von unserer Arbeit erzählt, und wir bekamen 2 weitere Wohnwagen geschenkt. Es waren junge Berliner Pastoren, Missions-Studenten und Katecheten, die sich in diesem ersten Dienst an der Oder fanden. Podelzig (1948/49), Alt-Zeschdorf 1949/51), Küstrin-Kietz und Bleyen (1949/55), Briesen 1952/53) - das sind die Stationen der Wohnwagen. Nicht immer war es gelungen, diese "Pfarrhäuser" gut besetzt zu halten; sie konnten aber den Raum bilden, in denen sich Gemeinden sammelten.

1952 rief Stalinstadt nach einem unserer Wagen. Zwei Jahre lang konnte er dazu helfen, daß die erste Gemeinde in dieser neuen Stadt einen kirchlichen Raum hatte. Zwei Mitarbeiter der Gossner-Mission haben auch hier im Sommer 54 neben den beiden Pfarrern ein knappes halbes Jahr mitgeholfen. Es galt in Stalinstadt, den jungen Arbeitern und Angestellten im Gespräch zu begegnen. Der Besuchsdienst war die wichtigste Aufgabe. In den Gesprächen mußte deutlich werden, daß es uns nicht um die Kirchensteuer geht, sondern um den Menschen, den Gott liebt. Dieses zu sagen - ohne jedes fromme Pathos - war nicht immer leicht. Der Wohnwagen mußte der Raum werden, in dem man nicht nur angepredigt wird, sondern in dem jeder, der kommt, Mensch sein kann - frei zum Entladen jeder Last, frei dazu, ohne Voreingenommenheit dem anderen zu begegnen und frei zum Lob Gottes. So sammelten sich hier junge Ehepaare, die mit uns über Kindererziehung plauderten. Wir saßen 5 Stunden und länger beieinander. Es kamen die Handwerker, die uns den Wagen repariert und neu gestrichen hatten, um mit uns über das "Christsein im Alltag" zu reden. - Wir waren froh über diese Begegnungen und lernten so etwas von neuer Bruderschaft.

So ist die Gossner-Mission in der DDR zu einer Tätigkeit gekommen, die ein Dienst der Kirche ist. Wenn wir von Weltmission reden, so müssen wir Mission unter den Heiden draußen und Mission hier bei uns zusammen sehen. Es ist der eine Herr, der uns dazu treibt, das Wort Gottes in die Welt hineinzuleben, - Er ist es, der uns erfunderisch sein läßt. Er wolle uns dazu helfen, daß wir nicht uns selber predigen, sondern durch all unser Tun und Reden seinen Namen groß machen.

Im Wohnwagen 1955
(von Martin Iwohn)

In diesem Jahr stand ein Wagen in dem kleinen, sich zum Kurort entwickelnden Dörfchen Goyatz am Schwielochsee - direkt am Strand, eingeraumt von den zahlreichen Zelten der Sommerfrischler. Ein paar Wochenendler aus größeren Städten, die hier feste Häuschen besitzen, erschienen regelmäßig, um den Sonnabend/Sonntag mit der Familie in der Schwielochsee-Ruhe und dem Segelboot zu verbringen. Um die Zeltbrüder und um die Wochenendler ging es uns: mit ihnen zu reden, ihnen "Kumpel" zu werden, sie kennenzulernen und liebzuhaben

liebzuhaben, sie im Wohnwagen als Gäste zum Abendbrot oder zum Skat zu haben. Die Insassen unseres Wohnwagens versuchten auf ihre Weise, den Zeltleuten näherzukommen. Dem einen konnten sie ihren Spirituskecher borgen, dem anderen ihren Spaten, dem dritten mit der Taschenlampe leuchten beim Zeltbauen, dem vierten wurden sie Freunde beim Völkerball-Spiel. Sie gingen mit den Kurgästen zusammen baden und machten mit ihnen Kahnpartien. Sie spielten mit den Kindern der Wochenendler und lasen ihnen im Wagen biblische Geschichten vor. An einzelne Wochenendler verborgten sie Bücher, die bei der Rückgabe zum Gespräch verhalfen. Überhaupt wurde der Wagen gern aufgesucht, wenn es sehr regnete, und das Leben im Zelt keinen Spaß mehr machte.

Wenn die Sanitätsstelle geschlossen war, kamen Verletzte fragen, ob nicht die Wagenbrüder ihnen helfen könnten. So nahmen sie sich mehrmals der Verletzten an (Verbandszeug hatten sie sich besorgt) und konnten erste Hilfe leisten. Abends saßen sie auch mit den Zeltbrüdern am Lagerfeuer und wurden mit und unter ihnen "besinnlich".

Ein Plakat am Wohnwagen lud alle Vorbeigehenden zur Wochenschlußandacht und zum Sonntagmorgen-Gottesdienst ein. Über dieses Plakat wurde von manchen geulkt - aber eine ganze Reihe bestaunte die Kirche, die mit einem Mal so ganz anders unter ihnen in Erscheinung trat. Für Gemeindeglieder in Goyatz und Jessern (Filialdörfer) war es schön, daß sie es nun zur Kirche nicht so weit hatten, und sie kamen gern in die "Strand-Kirche".

Etwas anders gestaltete sich die Arbeit in Jamlitz am Rande des Spreewaldes, wo der andere Wagen stand. Hier war P. Schottstädt mit 2 Diakonenschülern aus Berlin-Weißensee tätig. Die beiden Berliner waren bereits hier, als ich Ende Juli anreiste. Sie waren schon fleißig gewesen und hatten bei einem Siedler einen Holzschuppen gebaut. Jetzt befand sich der eine, gelernter Landwirt, im Nachbardorf und half einem Bauern bei der Ernte. Ich sollte vor allen Dingen in der Gemeindearbeit helfen, Hausbesuche machen, Jugendstunde und an Sonntagen Gottesdienste halten.

J. ist eines der 12 Dörfer, die zu dem Pfarrbezirk Lieberose gehören. Ein einziger, mit einem Motorrad ausgerüsteter Pfarrer, versorgt diese Gemeinden. Die Kirche für diesen Sprengel steht in Lieberose. Es ist klar, daß heute niemand mehr einen mehrere Kilometer weiten Weg zum Gottesdienstbesuch macht. So hält der Pfarrer abwechselnd in seinen Dörfern die Gottesdienste, jeden Sonntag zwei bis drei. Es fehlt ein richtiger Kirchenraum. In einem Ort ist es der Klassenraum der alten Dorfschule mit engen, morschen Bänken; in einem anderen der Klubraum der MTS; dort wieder versammelt sich die Gemeinde Jesu Christi sogar in der Gastwirtschaft. Mit ein paar Handgriffen wird aus der Theke ein Altar. - Tolle Zustände? - Im Gegenteil! Endlich einmal wird auch außerhalb unserer Kirchen das Evangelium gepredigt. Auf den Raum scheint es nicht anzukommen.

In J. war die Gemeinde inzwischen gewachsen, sodaß der Kirchenwagen nicht mehr ausreichte. Es war beschlossen worden, einen kleinen Gemeinderaum auf kircheigenem Grund und Boden zu bauen. Baumaterial war vorhanden.

Um auch hier tatkräftig mitzuhelpen, wurde eine "Aufbaugemeinschaft" von 12 jungen Menschen organisiert. Doch als alles beisammen war, und es losgehen konnte, war die Lizenz für den Bau nicht vorhanden. Was sollten wir tun? Wir konnten doch nicht den ganzen Tag zusammensitzen, Andachten und Bibelarbeiten halten, Lieder und Kanons singen. Der rettende Gedanke lag eigentlich offen vor Augen. Die Ernte war

ja in vollem Gange. Also: hinein in die Erntearbeit! Und dann ging's los. An Arbeit fehlte es keineswegs. Der Kirchenwagen wurde zum Ernteeinsatzbüro, denn bald wußte das ganze Dorf: da sind welche, die kommen helfen. Rüben und Kartoffeln wurden gehackt, Getreide gemäht, gebunden, eingefahren und gedroschen. Kurz und gut: wir waren Mädchen für alles! Sogar ein Möbeltransport wurde bewerkstelligt.

Das Gemeinschaftsleben der Aufbauhelfer gestaltete sich folgendermaßen: Der Tag begann und schloß mit einer kurzen Andacht, die der jeweilige "Tagespriester" hielt. Er hatte auch zu den gemeinsamen Mahlzeiten die Tischgebete zu sprechen. Zweimal in der Woche hielten wir eine Bibelarbeit. Teils waren die Abende frei, teils wurden sie mit der Gemeinde zusammen gestaltet. Fast das ganze Dorf nahm einen Anteil am Leben dieser "Aufbaugemeinschaft". Es war etwas Neues, daß hier junge Menschen ihre Ferien opfereten und anderen Leuten kostenlos halfen. Soviel jedenfalls war vielen klar geworden, daß junge Christen keine "Mucker" sind und nur dauernd beten und singen, sondern, daß sie ordentlich zufassen können.

Für den letzten Sonntag vor unserem Aufbruch hatte P. Sch. etwas "ganz Großes" vor. In etwa 10 Dörfern sollten Gottesdienste gehalten werden. Da wir aber nur zwei Theologen waren - eine Theologie-Studentin aus Berlin und ich - mußten auch die anderen ran. Gemeinsam sprachen wir über den Text und die zu haltende Predigt. Ganz apostolisch sollten wir zu zweien losziehen, jeweils ein "Liturg" und ein "Pastor", der seine Predigt selbst ausgearbeitet hatte. Selbstverständlich wurde alles sorgfältig vorbereitet und eingebüttet.

Sonntag früh fuhren wir dann los. Räder hatten wir uns von überall her zusammengeborgt. Waren es gewiß auch keine rasanten Predigten, die gehalten wurden, so doch Zeugnisse junger Christen.

Die Arbeit in J. geht weiter.

M i t t e i l u n g e n :

- 1.) Wir machen noch einmal auf unseren Oekumenischen Aufbaudienst aufmerksam, zu dem sich Berufstätige, Studenten und Jugendliche (nicht unter 18 Jahre) melden können. Diese "Aufbaugemeinschaften" sollen dazu helfen, daß Einzelne untereinander sich verstehen und kennenlernen - Menschen verschiedener Berufe, aus verschiedenen Ländern und aus verschiedenen christlichen Gemeinschaften, und durch ihr Tun Zeugnis von ihrem Glauben geben. Wir arbeiten täglich 6 Stunden - lesen miteinander die Bibel, diskutieren Zeitfragen und führen gemeinsam Ausflüge und Gemeindeabende durch. Termine: 6. - 21.7. und 23.7. - 14.8. in Berlin
27.7. - 18.8. in Lieberose/Lausitz

- 2.) Zu Missionsfesten und Vorträgen in Ihren Gemeinden stehen wir weiterhin gern zur Verfügung.

- 3.) Unser Gabenkonto:

Evangelische Kirche in Deutschland, Gossner-Mission
Postscheck: Berlin 4408

Spenden können auch auf das Konto von
Pfarrer Stolze, Sandersleben/Anhalt

Postscheck: Erfurt 18 671

eingezahlt werden.

Mit brüderlichen Grüßen sind wir
I h r e

gez. Andler

gez. Schottstädt

gez. Gutsch

Verantwortlicher Dienst der Christen in einer technisierten Welt

(Vortrag, gehalten auf dem Kirchentag in Frankfurt/Oder am 17.6.62
von P. Bruno Schottstädt)

Liebe Brüder und Schwestern!

Mein Vortrag hat eine Einleitung und dann im Anschluß daran drei Teile. Damit stelle ich mich Ihnen als "kirchentreu" vor. Ob es dabei bleibt, werden wir sehen.

"Jesus Christus, das Licht der Welt" so lautet die Lösung unseres heutigen Kirchentages hier in Frankfurt/Oder. Unter dieser gleichen Lösung hatten sich vor einem halben Jahr Delegierte, Berater und Gäste aus fast 200 verschiedenen Kirchen aus der ganzen Welt versammelt und in 3 Sektionen über Zeugnis, Dienst und Einheit der Christenheit miteinander geredet. Wir wollen heute über den Dienst der Christen in der technisierten Welt sprechen; auch darüber haben die Freunde in Neu-Delhi diskutiert. Es ist einfach ein Faktum: die Technik bestimmt unser Leben, und mit Hilfe der Technik sind neue Arbeits- und Wohnverhältnisse entstanden, lebt der Handel zwischen Betrieben, Organisationen und Staaten. Mit Hilfe der Technik erringen wir neue Einsichten, es entstehen neue Verhältnisse zwischen Menschen. Die technisierte Welt ist unsere Welt, in ihr haben wir unseren Platz. Sie bestimmt auch in gewisser Weise das Leben unserer Gemeinden.

Lassen Sie uns nun in einem ersten Teil nach den Grundeinsichten in unserer technisierten Welt fragen,

nach unserem Standort in dieser Welt,
nach den Strukturen unserer technisierten Welt,
nach dem Verhältnis von Technik und Säkularisierung,
nach den Veränderungen, die mit Hilfe der Technik kommen,
nach unserem Bewußtsein im technischen Zeitalter.

In einem zweiten Teil wollen wir uns mit dem Dienst beschäftigen.

Hier wollen wir besonders uns selber unter die Lupe nehmen, wir wollen uns prüfen, ob wir mit unserer Existenz als Einzelchristen und als Gemeinde dem Neuen in der Welt standhalten können, ob wir moderne Menschen und somit auch moderne Christen sind - ich sage das so bewußt und ungeschützt - oder ob wir nicht in allem, was wir reden, denken und tun, Menschen von gestern sind, die heute schon nichts mehr bedeuten und morgen als Gemeinde in Christus nicht mehr da sein werden. Wir wollen uns prüfen! Sind wir Menschen, die auf die Herausforderung durch die technisierte Gesellschaft nur negativ antworten? Sind wir solche, die nur ihre persönlichen Rechte fordern oder solche, die angefangen haben, sich im Arbeitsalltag verantwortlich einzusetzen, und die sich auch dort verzehren? Suchen wir als Menschen in der Nachfolge des Herrn Jesus Christus auch nur das unsre? Wie ist es mit der Behandlung von Weltfragen in unseren Gemeindeversammlungen? Gestalten wir nicht oft die Kirche um der Kirche willen? Sind wir nicht doch ein Verein, der einen mehr oder weniger religiösen Konsumladen erhält? Wir müssen jedenfalls all' diesen Fragen standhalten.

In einem dritten Teil wollen wir den Versuch machen und einer besonderen Frage im Blick auf die Arbeitswelt nachgehen. Was ist es um das Wahrheit-sagen in der Berufswelt? Sicher kein leichtes Thema. Heißt Wahrheit-sagen immer alles sagen? Heißt es Kameraden verraten? Wie verhalten wir uns verantwortlich im Blick auf den Nächsten um uns und im Blick auf die Gesellschaft? Denn Nächstendienst bedeutet doch wohl auch Dienst an der Gesellschaft. Was heißt das z.B. im Blick auf das Anschreiben der Norm? Diejenigen unter Ihnen, die im Produktionsprozeß stehen, kennen die Rede "vom spitzen Bleistift" oder den so nett klingenden Satz: "Wer schreibt, der bleibt". Wie verstehen wir das Produktionsaufgebot und wo und wie engagieren wir uns? Kann man in der Berufswelt als Einzelner die Wahrheit überhaupt erfassen? Gibt es eine absolute Wahrheit? Ist das Wahrheit-sagen heute nicht in besonderer Weise gerade das, was Menschen und Menschengruppen tun?

Bevor wir uns nun mit dem ersten Teil beschäftigen, noch eine kurze rückwärtsschauende Betrachtung. Auf allen großen Kirchentagen - Berlin, Stuttgart, Hamburg, Leipzig, Frankfurt - gab es die Arbeitsgruppe 4, in der Fragen der Arbeitswelt behandelt wurden. Hören Sie einmal die Themen der einzelnen Kirchentage:

- Berlin 1951: Keiner ohne den anderen.
- Stuttgart 1952: Wem gehört der Betrieb?
und Wem gehört der Feierabend?
- Hamburg 1953: Was machen Menschen mit dem Geld?
und Was sollen Christen im Betrieb?
- Leipzig 1954: Die Gestalt dieser Welt vergeht.
und Neue Welt durch Technik.
- Frankfurt 1956: Frau zwischen Menschen und Maschinen.
und Jugend in Beruf und Freizeit.

Ich hatte leider nicht die Zeit und die Kraft, mich mit allen diesen Referaten noch einmal gründlich zu beschäftigen. Eines aber habe ich festgestellt: Weithin wurde die Gesellschaftsfrage ausgeklammert oder umgangen und der Einzelne allein wurde in seinem Verhältnis zur Umwelt betrachtet. In Neu-Delhi hat man kühn formuliert: "Jesus Christus ist uns in dieser Welt immer voraus, er ist immer schon vor uns da". So etwa hat es in allen diesen Referaten noch keiner zu sagen gewagt. Die Gesellschaft, die sich mit Hilfe der Technik neu gestaltet, organisiert und damit nach vorn ausrichtet - es werden Zukunftspläne geschmiedet - , wurde von den meisten in der Hauptsache negativ betrachtet. Von daher wurde die Kirche mit all ihren Strukturen wenig oder gar nicht kritisiert, sie wurde immer in positiver Entwicklung dargestellt. Heute haben wir gelernt: Wer seine eigene Kirche nicht kritisch sehen kann, hat wenig oder keine Liebe zur Welt. Denn wer sich verantwortlich in der Arbeitswelt einsetzt, dem mißfallen oft die Formen unseres kirchlichen Lebens, der beginnt einfach in neuen Formen zu leben, denn nur immer neugestaltetes Gemeindeleben hält die Beziehung zur Arbeitswelt durch. In Neu-Delhi hat man in diesem Zusammenhang so gesagt:

"Das Ärgernis, das das Evangelium in den Augen der ungläubigen Welt bedeutungslos macht und ehrliche Sucher vertreibt, ist nicht das echte Ärgernis des Evangeliums, des gekreuzigten Christus, sondern sind vielmehr die falschen Ärgernisse unserer eigenen Praktiken und Strukturen, welche die Botschaft des Evangeliums daran hindern, die Welt herauszufordern."

Wir sitzen hier zusammen unter der Losung: "Jesus Christus, das Licht der Welt". Das sollte unser Dienst sein: In der Welt durch weltliches Reden und mit weltlichem Leben auf das Licht hinzuweisen, das da scheint. Nicht wir tragen das Licht in die Welt, wir wissen auch nicht alles besser als die Fachleute in weltlichen Organisationen, wir sollten zu glauben wagen, daß Jesus Christus in der Berufs- und Arbeitswelt anwesend ist. Dieser Glaube wird uns helfen, und wir werden aufhören, fromm und erbaulich über das Licht zu reden, wir werden es nur wiederspiegeln können. Und dazu wollen wir uns heute ermuntern.

Wir werden nicht zu diskutieren haben, welche Gestalt ein Betrieb haben sollte, welche Eigentumsform die bessere ist, und wir werden uns vor allen Dingen hüten müssen, diese unsere technisierte Arbeits- und Lebenswelt, in der Gott am Werke ist, madig zu machen. Wir werden uns klarmachen müssen, daß Evangelium-verkündigen heute mit einschließt, sich am Kampf um soziale Gerechtigkeit und um die Erhaltung des Friedens zu beteiligen.

Damit aber keine Mißverständnisse aufkommen: Es geht uns heute um das Erkennen des Wirkens unseres Gottes und auf das Sehen seines Weges in der technisierten Welt. Wir dürfen nicht den Fehler machen und diese Welt gleichsetzen wollen mit dem kommenden Reich. Unsere Hoffnung gründet sich in Christus, der sicher über diese Welt hinausragt, der aber in dieser technisierten Welt, die mit politischem Streben zusammenhängt, unterwegs ist.

I.

Grundeinsichten in unserer technisierten Arbeits- und Lebenswelt

Wir stehen heute im Weltmaßstab in einer Umwandlung wie sie noch nie dagewesen ist. Die Technik ist überall im Vormarsch. Idyllische Spreewalddörfer werden förmlich über Nacht umgewandelt in moderne Arbeits- und Wohnzentren. Wüstengebiete in Asien und Afrika werden mit Hilfe der Technik fruchtbringende Felder, neben Lehmhütten wachsen moderne Industriestädte, Felder werden vom Flugzeug aus gediingt und sogar zum Teil bestellt, riesige Staudämme werden angelegt und helfen bei der Gewinnung von Kraft, Reisende führen in der Eisenbahn, im Auto und im Flugzeug den elektrischen Rasierapparat und Hosenbügler bei sich, Leicht-Nerven- und Rheumakranke den Elektrisierapparat, künstlicher Regen wird erzeugt und Regen, der zur Zeit nicht gebraucht wird, wird mit den Wolken verdrängt, Menschen fliegen um die Erde und landen vielleicht in absehbarer Zeit auf den Sternen, in den Krankenhäusern wird Leben mit Hilfe von modernsten Maschinen gerettet, da werden Herzen operiert und maschinell genäht. Die ganze Welt mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Institutionen und Organisationen, mit ihren gut oder schlecht gebildeten Menschen, mit Noch-Hungernden und im Überfluß-Lebenden, die ganze Welt ist ein großer technischer Bauplatz. Es wird experimentiert! Und kühne Rechner und Denker sitzen an ihren Schreibtischen und Reißbrettern und forschen weiter.

Wir werden nur traurig, wenn wir daran denken, daß auch die Atom-bombe und noch größere Vernichtungsmittel erforscht und hergestellt sind. Und wir merken schon, daß es einer ganz großen Kraft bedarf, diese gefährlichen Mittel aus der Welt zu schaffen. Was würde es für die Entwicklung unserer technisierten Welt bedeuten, wenn alle

Kräfte und Mittel, die für die Herstellung solchen Materials gebraucht werden, in Einsatz gebracht werden könnten für den weiteren Ausbau unserer modernen Lebenswelt, denn: obwohl Menschen um die Erde fliegen, obwohl ganz große technische Experimente gewagt werden, an denen wir alle zweifellos eine riesige Freude haben sollten, hungern und verhungern täglich Menschen. Wir sind in der Lage, diese Menschen täglich auf dem Fernsehschirm zu sehen, wir sind in der Lage, täglich über sie durch den Rundfunk zu hören; und solange sie im Elend sind und solange die Welt durch Atomwaffen bedroht ist, können wir nicht anhaltend froh sein.

Lassen Sie uns aber bedenken, was die technische Welt bei uns ist und wie wir darin leben. Bei uns geht die Technisierung einher mit dem Aufbau des Sozialismus, das ist uns nicht nur oft gesagt worden, das ist Wirklichkeit und in ihr leben wir. Die Weiterentwicklung unserer Lebenswelt muß also auch immer unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Die technischen Grundstrukturen sind allenthalben die gleichen. Sie sind bei uns lediglich insofern andere, als die Besitzverhältnisse andere sind und damit die Wirtschaft insgesamt anders organisiert ist. Produktionsbetriebe und Staatsführung gehören von daher ganz anders zusammen als das in nichtsozialistischen Staaten der Fall ist.

Es gehört zu unserer technischen Welt, daß das Leben mit Hilfe von Organisationen vorangetrieben wird. Die Organisationen im Betrieb, im Wohnbereich und auf Staatsebene sind die Gruppen, die die Gesellschaft bestimmen und lenken. In den Organisationen wiederum sind es Gruppen (Kollektive), die die Leitung ausüben. Einzelne Personen in der Leitung und im gesellschaftlichen Leben ganz allgemein sind und werden immer mehr eine Unmöglichkeit. Wer leben will, mitleben, muß sich einordnen. In der Gruppe kann er seine Meinung vortragen, dort wird dieselbe diskutiert und mit den Meinungen der anderen zusammen kommt es zur Kollektivmeinung. Dies ist nicht nur bei uns so, das geht auch in der ganzen Welt vor sich. Es kann eben keiner mehr allein leben. Der Einsiedel-Mönch ist keine Möglichkeit mehr. Auch der einzelne Kleinbauer kann nicht mehr existieren.

Die moderne Gesellschaft verlangt täglich das Experiment und verlangt Experten, die denkerisch oder praktisch an diesem Experiment beteiligt sind. Und wir müssen, ob wir wollen oder nicht, uns in die verschiedensten Aufgabenbereiche delegieren. Es ist nicht mehr jedermanns Sache, zu leiten oder zu planen oder mit den Erfahrungen zu wirtschaften oder zu bauen oder die Außenbeziehungen der Organisationen zu entwickeln und zu betreiben. Die Frage ist nur, ob ein Zusammenspiel zwischen den genannten Aufgabengebieten vorhanden ist. Einer muß vom anderen wissen und somit kommt der verantwortlichen Gruppe eine große Aufgabe zu, allen Beteiligten aber, daß sie das organisierte Leben mit dem rechten Geist füllen; wir können auch sagen, daß sie das rechte Bewußtsein haben.

Mit der Technik kommt überall die Säkularisierung. Menschen werden frei von alten Leitbildern und Vorstellungen. Die Götter in den heidnischen Hochreligionen und die Götzen der Primitiven werden mit Hilfe der Technik und mit Hilfe eines neuen Bildungsbildes überwunden. Auch in Europa schwindet das Vertrauen in den Glauben der Väter. Der Hausvater und damit der Familienpatriarch ist schon längst für die meisten Menschen keine Wirklichkeit mehr. Und wo einer die große humanistische Bildungszeit preist und damit sich auflehnt gegen die moderne Welt, da wird er nicht mehr für ernst genommen. Noch schlimmer wird es, wenn einer anfängt Kaiser und Reich zu rühmen und damit seinen Protest gegen das Heute anmelden will. Er kann nur mit einem Lächeln ertragen werden. Doch es ist die Frage: Wieviele unserer Gemeindemitglieder leben im Gestern und sind damit Gefangene einer bereits vergangenen Welt?

Der ist immer in Gefahr, isoliert zu werden, der diese Gesellschaft nur erträgt und ansonsten abseits von Technik, Säkularisierung und sozialistischer Lebenswelt sich seinen eigenwillig geführten geistigen Schrebergarten erhalten will. Und der kommt natürlich auch nicht zum Mitleben in unserer Gesellschaft, der alle weltlichen Fragen im Westen mitdenkt, hier bei uns aber sich als Randsiedler eingenistet hat. Wer außerdem politisch nur auf den Westen baut und von dort eine Befreiung - und sei es nur eine geistige - erwartet, lebt unzeitgemäß, und die Wirklichkeit wird ihn überrollen. Wir leben jetzt bald 15 Jahre lang in zwei deutschen Staaten. Wir hatten bis 1945 eine gemeinsame deutsche Geschichte, seitdem haben wir sie nicht mehr. Wir sollten den Realitäten ins Auge sehen und versuchen, uns promenschlich in der Gesellschaft einzusetzen. Unser "Ich" müssen wir zu Hause lassen, es kostet uns etwas, ein Weltbürger zu sein, es wird von uns opfernde Teilnahme erwartet.

Wenn es aber stimmt, daß Gott diese Welt liebt, dann liebt er auch die Welt der Organisationen und dann haben wir ihn als den Handelnden in den gesellschaftlichen Ereignissen zu entdecken. "So hilft uns sicher nicht mehr der Vater Gott, es sei denn, wir sehen ihn viel größer, als die Väter ihn sehen konnten." Alles fertige Reden kommt bei unseren säkularisierten Mitbürgern nicht mehr an. Wer mit Rezepten kommt, wird nicht angenommen. (Vielleicht reden wir auch in unseren Gemeinden viel zu fertig?) Wer sich aber einordnet, seine Kraft dran gibt und sich für andere einsetzt, wird in jedem Gespräch ernst genommen.

Die Alten werden nicht allein geehrt, weil sie alt sind, sondern dann, wenn sie mit Verständnis und Liebe die Jugend begleiten, wenn sie selber die Leistungen anderer schätzen und nicht anbieten: macht so wie wir es gemacht haben. So setzt sich in der Arbeitswelt auch ein neues Verhältnis zu älteren Menschen durch.

Das Partnerschaftliche ist das Neue. Es will gelebt sein. 8 Stunden Fließbandarbeit können für den Menschen eine harte Sache werden, wenn er seine Arbeit mit der Arbeit anderer nicht in Beziehung bringen kann. Früher kannten Hersteller und Verbraucher einander persönlich, heute hat der Maschinenarbeiter manchmal nicht einmal den Überblick über die Herstellung seines Artikels, an dem er mit seiner Arbeit gerade beteiligt ist. Und so ist zweierlei nötig:

1. muß er seine Kollegen kennen und mit ihnen in der Tat eine Mannschaft, ein Kollektiv bilden, zwischen ihm und seinen Kollegen muß es das Gespräch geben, das vertrauliche Gespräch. Nur dieses Gespräch in der Brigade ermöglicht gute Arbeit und erhält die Freude an der Arbeit;
2. muß er im Geiste ganz mit seinem Betrieb verbunden sein, sich ganz identifizieren und sich persönlich mit der Gesellschaft in Zusammenhang bringen können.

Das sind beides große Forderungen. Und es sollte Aufgabe der Christen sein, mitzuhelfen, daß in der Arbeitswelt ein Leben in dieser Haltung entwickelt werden kann.

Neuerung ist das große Thema in unserer Gesellschaft. Wir können beteiligt sein, wenn wir uns verantwortlich in den Arbeitsalltag mit hineinbegeben. Wir müssen, wenn wir dabei sein wollen, mitdenken und das Experiment in jeder Weise auf uns nehmen. Sicher könnten wir noch manches zur Betriebswelt sagen, wir sollten uns auch Gefahren zeigen. Da das aber in unseren Kreisen in den Gemeinden fortwährend geschieht, habe ich heute relativ wenig davon gesprochen. Wir werden uns in der einen Arbeitsgruppe noch klar-

werden müssen, wo wir uns in dieser unserer Arbeitswelt in der DDR verantwortlich einzusetzen haben. Vielleicht gelingt es uns, ganz neu Stellen für unseren Dienst in der Arbeitswelt zu entdecken.

II.

Unser Dienst in dieser technisierten Gesellschaft

Wir haben uns jetzt als Gemeinde Jesu Christi dieser Welt zu stellen. Wie antworten wir auf die Herausforderung? Es gibt mehrere Möglichkeiten. Z.B. können wir diese Welt bekämpfen und versuchen, alte Verhältnisse wieder herzustellen, in der wir als kirchliche Institution auch wieder führend dabei sind. Wir können auch versuchen, ein gewisses Konkurrenzunternehmen zur Welt zu werden, indem wir mit modernen Methoden den Versuch machen, Menschen neu für unsere Sache zu fangen. Wir können aber auch total resignieren und uns in den Schmollwinkel zurückziehen. Da vergessen wir dann, daß wir einen Auftrag haben und leben in einer gewissen Traumwelt, hoffend auf bessere Zeiten. Eine weitere Möglichkeit: Wir fangen einzelne Menschen ein und versuchen, sie so hinzubekommen, daß sie sich bei uns einreihen.

Diese Möglichkeiten aber sollten für uns Unmöglichkeiten sein. Wir müssen uns vielmehr mit unserer gesamten Kirchenstruktur in Frage stellen lassen. Wir sollten prüfen, was wir von überkommenen Formen noch gebrauchen können. Was uns nicht hilft - den Alten wohl geholfen hat - sollten wir mutig und getrost fahren lassen. In Neu-Delhi hat man viel von der Strukturänderung der Gemeinde gesprochen. Darum sollte es uns auch gehen. Wir müssen begreifen, daß nicht nur das Verkündigung an die Welt ist, was wir sagen, manchmal ja doch nur aufsagen, sondern daß unsere Struktur besonders predigt. Den Begriff Struktur sollten wir im weitesten Sinn des Wortes verstehen. Es geht um die gesamte Existenzform der Kirche: um das Verhältnis zur Gesellschaft, um ihren Gemeindeaufbau, um die Ämterteilung und um die Zuordnung der Ämter.

In unseren Gemeinden leben wir weithin noch gestrig, wir leben ohne Weltbeziehungen, treiben oft unsere Gottesdienste und Versammlungen als Selbstzweck und haben noch kein Verhältnis zu unseren weltlichen Organisationen, und politisch sind wir sehr befangen. Es fehlt uns eine politische Bildung. Es fehlen in unseren Gemeinden Übungsplätze für das Gespräch. Es herrscht weithin das Ein-Mann-System, und ein wirklich brüderliches Gemeindeleben steht immer noch aus. Weil das so ist, ist die Salzfunktion der Gemeinde schwach. Wir müssen neu lernen, Kirche um der Welt willen zu sein. Diese Ausrichtung hätte zur Folge, daß wir Weltfragen in den Gemeinden besprechen, daß wir Mission im Sinne von Bekehrung Einzelner durch Rede-Zeugnis in unsere Struktur hinein nicht mehr treiben und nicht mehr zulassen, daß wir jede Frömmelei meiden. Auch in der Gemeinde muß dem Experiment Raum gegeben werden. Wir dürfen auf dem Wege zur Gemeinschaft in Christus in der Tat experimentieren. So ist unsere erste gesellschaftliche Tat in der Gemeinde die Änderung unserer Zusammenkünfte. Auch hier brauchen wir Neuerung. In der Staatskirche und auch noch in der Volkskirche gab es und gibt es das echte Gegenüber von Kirche und Welt nicht. Jetzt gibt es für uns endlich die freie Gemeinde Jesu Christi im Gegenüber zur Welt, und es gibt in der Gemeinde das Erkennen des Auftrages, um der Welt wirklich zu begegnen. Wir haben nicht zu meinen, daß wir Christen die Architekten der Gesellschaft spielen können, die irgendeine Skizze anbieten. Wir haben vielmehr Samen zu sein. Wir müssen ausgestreut werden. Und es ist eine Sünde,

wenn wir versuchen zu konsolidieren, was sterben muß." Es hat uns nicht um Erhaltung und Förderung von Kirchlichkeit zu gehen - wie oft hört man: "Er ist auch kirchlich" -, sondern um den Opferdienst für die Gesellschaft. Wenn wir uns so anlegen, dann werden unsere Gottesdienste noch vielmehr Rüststunden und Freudenversammlungen. Dann brauchen wir die Bruderschaft in Christus, ein Leben "per Du", dann begnügen wir uns nicht mehr mit formelhaften Reden. Dann fragen wir nach Atmosphäre in unseren Zusammenkünften. Dann lassen wir auch nicht zu, daß Pfarrer und andere Hauptamtliche im kirchlichen Dienst allein bestimmen, dann sind wir als verantwortliche Gemeindeglieder mit dabei. Das Mitdenken und Mitleiten ist dann auch unsere Sache in der Gemeinde.

In Neu-Delhi wurde gesagt:

"Die Vollversammlung bittet dringend, daß alle, die um ihre Verantwortung für das christliche Zeugnis in ihrer eigenen Umgebung wissen, die Strukturen ihres kirchlichen Lebens neu überprüfen, um die Anforderungen und Möglichkeiten der neuen Zeit zu erfassen. Im Geist der Umkehr und der Bereitschaft, sich von Gottes Geist auf neue Wege des Zeugnisses führen zu lassen, muß die ganze Kirche anerkennen, daß ihre göttliche Sendung die lebendigste Beweglichkeit und den höchsten Einsatz fordert....

Es muß versucht werden, die Systeme kirchlicher Organisation und kirchlichen Institutionen zu überprüfen und veraltete Formen aus einer nun rasch vergehenden Epoche durch kräftige, zeitgemäße Formen der missionarischen Verkündigung zu ersetzen. Dieses eine, allerdings wichtige Beispiel zeigt schon, wie die Kirche zur Kirche der Pilgrime werden kann, die kühn wie Abraham in die unbekannte Zukunft vorwärtsschreitet, die sich nicht fürchtet, die Sicherheiten ihrer herkömmlichen Strukturen hinter sich zu lassen, die zufrieden ist, im Zelt ständiger Wandlungsbereitschaft zu wohnen, und die auf die Stadt wartet, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist."

III.

Was heißt: Wahrheit-Sagen in der Berufswelt?

Lassen Sie uns diese heikle Frage anpacken. Vorausgesetzt: wir Christen stehen nicht außerhalb der Gesellschaft. Wir leisten nach menschlichen Kräften gute Arbeit, wir bemühen uns in den Volkseigenen Betrieben und in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zu helfen, daß auch andere verantwortlich arbeiten. Wir wollen nicht schadenfroh sein, wenn anderen in der Leitung des Betriebes oder der Wirtschaft Fehler unterlaufen. Wir sind Miterbauer dieser technisierten Welt und Bürger unseres Staates. Wir arbeiten in Brigaden und kennen uns in den Gruppen. Unsere Schwächen sind: Wir zuchen das eigene Ich und den eigenen Gewinn, wir wollen uns vor den anderen rühmen. Wir wollen nur Konsum, die Verantwortung überlassen wir anderen.

Diese Schwächen sind Schwächen aller Menschen in der Gesellschaft. Und hier gilt es, aufzupassen und zu helfen, daß sie überwunden werden.

Erster konkreter Fall: Der Brigadier ist beim Norm-Anschreiben nicht so sehr genau, er schreibt an, was die Glieder der Brigade ihm melden. Manchmal handeln sie um die Norm. Alle wollen einen

bestimmten Satz verdienen und darum wird oft mehr angeschrieben, als gearbeitet worden ist. Die Frage: Wie verhalten wir uns in dieser Situation? Wir haben die Kameraden, mit denen wir zusammenarbeiten auch für uns als Kameraden zu erhalten. Sehr schnell schimpfen sie uns unkameradschaftlich, wenn wir nur das schreiben lassen, was wir nur wirklich gearbeitet haben. Frage: Was bedeutet uns in diesem Zusammenhang das Produktionsaufgebot und in welcher Haltung arbeiten wir? Wir haben einerseits die Mitglieder unseres Kollektivs nicht zu enttäuschen und andererseits durch ehrliche Arbeit der Gesellschaft zu dienen.

Zweiter konkreter Fall: Sie ist Verkäuferin in einem Konsum-Geschäft oder in der HO. Sie sucht das ihre und kann durch geschicktes Verkaufen in der Tat einiges für sich herausholen, sie kann auch bei einer gewissen Knappeit der jeweiligen Ware sich und ihre Freunde zuerst versorgen (und wie oft geschieht das?). Was heißt hier für uns, wenn wir mit solchen Menschen zusammenarbeiten, Verantwortung tragen für die Gesellschaft? Was heißt im Blick auf beide Fälle Wahrheit-sagen?

Sicher ließen sich weitere praktische Beispiele aufzählen. In der dritten Arbeitsgruppe wird dies geschehen müssen. Hier sollte deutlich gemacht werden, was für einen Christen Mitverantwortung bedeutet.

Martin Niemöller hat einmal gesagt: "Es ist heute nicht so sehr unsere Frage: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?, sondern: Wie bekomme ich einen gnädigen Nächsten?" Unser Nächster ist einerseits der persönliche Nächste in der Arbeits- und Lebenswelt, er ist aber andererseits mehr denn je die Gesellschaft. Im Dienst am Nächsten haben wir auf Gottes Handeln an uns zu antworten. Im Dienst am Nächsten haben wir uns zu verzehren.

Bruno Schottstädt.

Nachfolge Jesu - Christen und Kirchen in der DDR -

Eine Antwort an Jürgen Michel auf seine kritische Anfrage zu
meinem 50. Geburtstag am 14.4.1977

Lieber Jürgen!

Es soll der Versuch gemacht werden - am letzten Tag im Juli 1977
Dir auf Deine kritische Anfrage zu meinem 50. Geburtstag zu ant-
worten. Ich hoffe auf Deine Barmherzigkeit, Dein Hören und Ver-
stehen und möchte "Deine aufbauende Kritik" versuchen nach vorn
zu hören und zu entwickeln. Ich nehme Deine Kritik an, obwohl
ich zur Geschichte unseres Miteinanders in und um die Gossner-
Mission auch noch gern ein paar Akzente hinzufügen möchte. Zuerst
aber bin ich darum so stark angesprochen, weil Du meinen 50. Ge-
burtstag als "Dienst-Tag" der Gossner-Mission nimmst. Ich bin
natürlich mit der Geschichte und dem Weg der Gossner-Mission in
der DDR verbunden, möchte aber auch Bruno Schottstädt sein und
möchte es nicht nur manchmal zuerst sein, von daher möchte ich
gern hier und da von der Gossner-Mission wieder "abgesetzt" werden

Was Dein Schreiben angeht, so hast Du in der Tat am Entstehen und
an der ersten Entwicklung unserer kleinen Institution Deinen An-
teil. Wir beide waren über lange Strecken so im Gespräch, daß ich
vieles von Deinen Gedanken und Worten sicher oft als meine aufge-
fangen und entwickelt habe. Natürlich kamst Du auch schon "ge-
prägt" in unser Gespräch und Miteinander. Deine Prägung liegt im
Cottbus der 40er und 50er Jahre. Das habe ich immer bemerkt: Du
warst in der Kirche großgeworden! Und Günther Jacob spielte und
spielt in Deinem Leben eine sehr große Rolle und damit der Kampf
um die Bekennende Kirche.

Ich nehme gern an, daß Du die Wohnwagen-, Gruppen- und Studien-
arbeit sehr mitbestimmt hast. Beide haben wir uns im Publizieren
gemeinsam geübt. Unsere "Spinnereien" - Gespräche, in denen wir
miteinander Erkenntnisse gewannen - waren mir immer hilfreich.
Anders sehe ich die Sache mit den katholischen Theologen. Da waren
wir schon theologisch und kirchlich nicht mehr so im Gespräch wie
früher. Ich bin den katholischen Brüdern gegenüber heute noch kri-
tischer als damals. Diese Kameraden sind zu verwöhnt großgewor-
den, es gibt wohl kaum einen Kämpfer unter ihnen.

Ich möchte nun stichwortartig meine Position und damit meine heu-
tige Sicht mit der Erfahrung von fast 30 Jahren aufschreiben und
dabei direkt und indirekt auf Deine Anfrage eingehen.

1. Zu unserem 'eg'

1.1 Etwas zu Existenz und Institution (auch Gossner-Mission)

Mich bestimmte von Anfang an in meinem engagierten Christ-
sein die existentielle Seite. So war es in der Kriegsgefangen-
schaft, meiner ersten Hochschule, im Oderbruch, meiner zweiten
und in der Tb-Heilstätte, meiner dritten. Eine vierte, beson-
dere, wartete auf mich 1968. Auch diese mußte existentiell be-
standen werden.

Heinz Ludwig sagte mir letztes Jahr: "Im Betrieb spitzt sich alles auf das persönliche Zeugnis zu. Was wir glauben, will gelebt sein. Und es muß ganz existentiell durch uns hindurch."

Genauso empfinde ich die Sache in der Nachfolge Jesu. Da stehen nicht zuerst Worte, sondern Taten. Und Worte, die dann gesprochen werden, sind nicht Erklärungen der Taten, sie sind existentieller Hinweis, sie sind selber Tat.

Aber es war auch so, daß gleich zu Anfang der Gossner-Mission - schon in der Wohnwagenzeit - Freunde und Mitarbeiter da waren, die nach dem Attraktiven in der Geschichte fragten, die die Sache pfiffig, methodisch gut und interessant machen wollten. Typen, die ich versucht habe abzuwehren. Zugleich aber begriff ich in den Jahren von 1952 bis 54: Wenn wir nicht eine kleine Institution schaffen, die die Seite des existentiellen Zeugnisses unterstützt, und auch in die Kirche rückkoppelt, kommen wir nicht voran, werden wir einsame Wanderer, (einsame Propheten, so nannte mich unser Bischof in einer der letzten Synoden) und helfen auch nicht mehr in der Herausforderung Jesu. So sehr ich schon damals die bürgerlich gemachte Kirche als Hindernis auf dem Weg in die Zukunft verstand, so begriff ich auch, daß Geschichte dieser Kirche nicht einfach übersprungen werden kann. Und wir wurden als Gossner-Mission darum Werk der Kirche! Nun aber war aufzupassen, daß wir nicht verbürokratisieren, daß wir nicht nur benutzt werden von Kirchenbonzen und daß wir selber keine Ambitionen entwickeln im Blick auf höhere Kirchenpositionen, daß vielmehr die Existenz der arbeitenden Theologen im Vordergrund steht und nicht missbraucht wird. Es geschah aber das Fatale: In der Sicht der arbeitenden Theologen wurde die Gossner-Mission auf Seiten der Kirche gebucht, nicht auf ihrer Seite. Heute denke ich, die Zeit 58/59 lief so schnell, daß es schwer wird, alles, was da geschehen ist, zu erfassen. Es kamen ja Erprobte der Wohnwagenerarbeit zusammen, es kam aber auch ein Mann wie Hans Kühn, der sicher ganz andere Vorstellungen und auch Ambitionen mitbrachte, und es kamen andere hinzu. Hinter uns standen auch Leute wie Stachat auf der einen und Günther Jacob auf der anderen Seite. Und mancher von Euch hat damals, aus welchen Gründen auch immer, zuerst mit einem dieser beiden gesprochen und dann erst mit uns. Das möchte ich einfach feststellend sagen. Und ob die Existenz Kirchenleuten damals überhaupt etwas bedeutet hat, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist heute zu lernen: Verachte alle kirchliche Sichtung (nicht die Geschichte!) und stelle Dich ins Feld mit solcher, die das Existentielle unterstützen. Hier liefere Dich aber auch aus. Und versuche die Institution, die das Existentielle stark machen kann, als Deine zubetrachten. Meine Frage ist: Wie gehen wir mit den Fehlern der Jahre nach 58 um, in denen es nicht gelang, die Gossner-Mission als kleine helfende Institution für das existentielle Zeugnis einzunehmen? Und die Abkehr vom Gruppentag, die Abkehr zur Mitarbeiterkonferenz und zum Laienkonvent hat damit etwas zu tun. Es waren mit einemmal engagierte Laien und Pfarrer da, die ihre Existenz mit uns reflektieren wollten und keine Angst vor Mißbrauch hatten. Es kamen aber auch ehemalige Gruppenbrüder hinzu. Und wenn ich recht sehe, sind uns nur ganz wenige der engagierten Freunde in den Gruppendiensten als Gesprächspartner verlorengegangen. Allerdings ihr gemeinsames Rechen!

1.2 Arbeitende Theologen und Gemeindepfarrer (Gemeindehelfer)

Es war sicher eine Tragik, daß die Kirche sich zu schnell der Dienste in Schwerze Fumpe und Lübbenau bemächtigen konnte. Wir brauchten damals sogenannte Schirmherren und Väter, und Günther Jacob wurde so etwas für uns. Krummacher wäre es übrigens auch liebend gern geworden. DaP wir noch bei anderen Vätern anknüpften - ich meine den Unterwegs-Kreis mit Namen wie Casalis, Symanowski Günther Schulz, Horst Dzubba u.a. - ist bekannt. Aber für die Gruppenarbeit damals hatte die theologische Tradition keine Bedeutung. Durch Jacob wurde auf jeden Fall die Kirche an unserem Unternehmen interessiert, und nun ging es immer darum, das Ganze in das allgemeine Kirchenkonzept zur "Verlebendigung der Gemeinden" einzubauen. Der Hauptakzent lag mit einem auf dem Gemeindeleben. Ich hatte Euch gegenüber in erster und zweiter Gesprächsrunde davor gewarnt, aber was war zu tun? Doch die zweite Tragik: Das Existentielle behielt nur Bedeutung, soweit es sich dem Gemeinedeaufbau zuordnete. Das nenne ich die große Verschiebung. Nur: "er hat daran schuld? Wer muß hier Buße tun?"

1.3

Der Weg wurde immer methodischer: Team-Pfarrämter entstanden. Wir als Gossner-Mission gingen diesen Weg mit. Und da das Existentielle mit uns nicht reflektiert wurde, es sei denn im Laienkonvent und in Hauskreisen oder in der entstehenden Berlin-Arbeit gewann das Strukturelle an Bedeutung. "Mission als Strukturprinzip der Gemeinde" - Du kennst das alles. Um nun weiterzukommen mit den Pfarrern haben wir damals mitgemacht. Sicher eine Schuld. An dieser Stelle fühle ich mich sehr mitschuldig. Iwohn startete mit Fr. Richter, Nitzahn, schrieb eine große Arbeit, die in Magdeburg einen Eins bekam, und der Weg für junge Pfarrer auf Team-Pfarrämter hin wurde proklamiert. In dieser Phase kam das Existentielle in der Gemeinde durch die Laien zum Tragen, aber eben leider mehr theoretisch. Sie alle wurden für bestimmte Laien herausfordernde "Lehrer", sie selber aber verkirchlichten immer mehr. (s. den Weg von Fritz Mewes, der jetzt erst wieder die christliche Existenz in der Politik als sein Thema neu entdeckt). Diese ganze Rummenrei um neue Gemeindeformen hatte denn auch unseren Kirchenoberen Spaß gemacht. In dieser Zeit waren wir ihre Leute. Darum fanden unsere "kirchlichen" Memoranden Anklang.

1.4 Die Gossner-Mission mit ihrer kleinen Institution nach 1961

Nach 61 haben wir vieles aufnehmen müssen. Es veränderte sich die Einsatzkraft für existentielle Aufgaben. Aufgenommen wurden einmal die Indien-Arbeit, zweitens das Zusammenwirken mit kirchlichen Gruppen in sozialistischen Ländern, drittens die Mitarbeit in der CFK und viertens die viel Zeit kostende Ost/est-Tagungsarbeit. Die existentiellen Fragen kamen nun politisch auf in der deutschen Frage, in der Mitarbeit für Frieden und Abrüstung, in der Mitarbeit in der sozialistischen Gesellschaft ganz allgemein, und es war ja nicht nur Gespräche, die mit Marxisten und anderen geführt wurde: und die weiterhelfen sollten, es waren existentielle Fragen der Politik, in denen "hinzustehen" war. Die Gossner-Mission kam übrigens in dieser Arbeit in Miskredit bei der Kirche.

Deswegen konnten wir kirchlich nur mit den anderen Dingen bestehen. Und der gleiche Kampf wird heute gekämpft. Im Kuratorium der Gossner-Mission gibt es genug freundliche Männer, die uns im Gemeindeaufbau sehen möchten und die uns ein bisschen weniger politische Arbeit wünschen. Meine Meinung aber ist: Beides gehört eng zusammen. Und die politische Existenz war und ist sicher auch eine Anfrage an die sogenannten arbeitenden Theologen.

1.5

Ein großer Prüfstein (Prüfzeit) war für mich 1968. Hier wurde ein massiver Versuch gemacht, die Gossner-Mission zu torpedieren, von verschiedenen Seiten. Und sicher hätten Hintermänner auf zwei Seiten ihre Freude gehabt, wenn sie es geschafft hätten. Ein Wort unserer Klausur in Gernrode, zu dem Eckhardt Schülzgen geholfen hat, bestimmt mich bis auf den heutigen Tag: "Aktives Warten". Es war aktiv, im Geist Jesu zu hoffen und zu warten auf Kameraden und Freunde, die unsere ehrliche Mitarbeit akzeptierten. Kirchenmänner hätten uns gern eingereiht gesehen in die allgemeine kirchliche Laufbahn. Treue Söhne der Kirche sollten wir werden, mit allen Beförderungschancen! Davor aber hat uns Gott bewahrt. Meine Erfahrung in dieser Zeit: Es braucht Freunde, um existentiell durchzustehen, und die Freundschaft, die mit Hilfe von kleinen Organisationen unterstützt werden kann, ist sogar fähig, auf mehrere Gebiete Einfluss zu nehmen.

2. Politische Existenz als missionarische Existenz

2.1

In der organisierten Gesellschaft der DDR ist die politische Existenz von Christen möglich und nötig. Es ist eine Sache, im Betrieb zu arbeiten und von dieser Basis her - sicher der wichtigsten - am Leben der Gemeinde beteiligt zu sein (obwohl auch hier Zweigleisigkeit möglich ist - erschreckend!). Es ist zweitens möglich, in politischen Organisationen zu arbeiten, und so Hoffnung für den Sozialismus anzuzeigen und im Mitarbeiten etwas einzubringen von der Echtheit der Existenz, die gebraucht wird. Ich selber sammle auf diesem Gebiet seit drei bis vier Jahren meine eigenen Erfahrungen, und es ist noch zu früh, alleinein dazu etwas zu sagen. Auf jeden Fall scheinen mir im Blick auf politische Existenz nur die zwei Formen möglich: Organisiert oder informell.

2.2

An dieser Stelle möchte ich von der Gleichgewichtigkeit und Andersartigkeit von arbeitenden Theologen und Christen in der Politik etwas sagen. Beide Gruppen sind schon oben angezeigt - gleich wichtig und sicher gleichgewichtig. Sie sind in sich etwas wert. Und es wäre wünschenswert, wenn beide Gruppen ins Gespräch kommen. Bei der zweiten Gruppe handelt es sich auch um solche, die bei der Kircheangestellt sind. In dem Fragenkreis aber, der zur Debatte steht, wären nur die existentiellen zu verhandeln. Und vielleicht haben wir in Zukunft beiden Gruppen Mut zu machen, sich gegenseitig zu erklären.

2.3

Auf einen Punkt möchte ich noch verweisen, der mir beim Überdenken des "eigenen mancher Freunde in unserer Arbeit gekommen ist: Es wird sicher auch so etwas wie Frömmigkeit für die christliche

Existenz gebraucht. as meine ich damit? Ich meine eine Art, sich zu zeigen eben als einer, der seinen persönlichen Weg Gott verdankt und Gott immer wiederzuordnet. Von daher könnte Hilfe kommen im Blick auf so viele Christen, die im gesellschaftlichen Alltag Selbstverwirklichung suchen und manchesmal enttäuscht im Blick auf die Gesellschaft, aber auch auf die Kirche sich äußern und dann ihren Weg allein zu gehen trachten. Zur Frömmigkeit gehört eine Haltung der Dankbarkeit, auf jeden Fall eine Haltung, die nicht alles als selbstverständlich nimmt.

2.4

Sicher wird auch in der rechten christlichen Existenz immer wieder punktuell Gemeinschaft gesucht. Ein Mensch kann nicht allein leben und ein Zeuge Jesu braucht Gemeinschaft, er braucht einen Freundeskreis, dem er sich ohne Angst mitteilen kann. Ohne Angst auch davor, daß er propagandistisch missbraucht wird. Und hier ist natürlich ein Punkt erreicht, der gar nicht stark genug betont werden kann. Wer die Gemeinschaft nicht mehr sucht, was ist mit dem? Kann einem engagierten Christen die tägliche "Arbeitsgemeinschaft" genügen? Wie also "wegbegleitung von Freunden, die nach Gemeinschaft nicht mehr suchen? Er zieht die Grenzen? Ich sage das zu Deine These, daß wir manche Freunde nicht genug begleitet haben und von daher heute krampfhaft nach neuen Ansätzen suchen. Mir ist wie Dir heutzutage klar, daß die Institution nicht einladen kann, wenn es denn um existentiellen Erfahrungsaustausch geht. Und die Institution kann genutzt werden zu dem "Freiraum", der gebraucht wird, wenn aber Leute im Engagement (Existenz!) die Freunde in der brüderlichen Institution nicht mehr suchen, was soll dann die Institution tun? Ich freue mich, daß Seeligers und Lüdeckes mit Richters und Prieses zusammen im Gespräch geblieben sind. Bei den Treffen wurde übrigens auch die Freundschaft mit der Institution genutzt. Und ich möchte selber den Versuch machen, mit den Freunden in Lübbenau in ein neues Gespräch zu kommen. Wir müssen an der Basis bleiben.

3. Verbunden in die Ökumene

3.1

Für unsere Verbindungen in die Ökumene sind unsere Arbeiten (Existenz und Existenzweisen) im eigenen Lande so wichtig. Nur weil wir hier etwas wagen, sind wir draußen gefragt. Nur weil wir hier eine Meinung äußern, dürfen wir sie draußen äußern. Uns geht es nicht um Bewahrung von Kirche, sondern um Bewahrung in der Nachfolge Jesu. So sind wir ins UIM-Netzwerk hineingekommen. Natürlich spielen dabei überall persönliche Beziehungen eine Rolle. Die persönlichen Dinge hängen aber mit den sachlichen zusammen und umgekehrt.

3.2

Was unsere ökumenische Erfahrung heute ist: Es lohnt nur das Basis-Ökumene-Unternehmen. Basisgruppen sind miteinander in Kontakt zu bringen. Und Basisgruppen sind eben nicht zuerst sogenannte Gemeindeaufbau-Gruppen, es sind Menschen, die sich als Christen (auch Pfarrer) existentiell einlassen auf ihr Christsein in der DDR als Hilfe zum Bau des Reiches Gottes und des Sozialismus. An unseren Freunden, die mit uns ökumenisch nach draußen tätig sind, ist abzulesen, was ich meine.

3.3

Natürlich braucht das ökumenische Unternehmen immer ein Stück Institution. Die Gossner-Mission hat das geboten, bietet das heute noch und wird ergänzt durch das ÖMZ. Manche Gruppen, die für das ökumenische Basisgespräch gebraucht werden, sind heute nur über so eine Einrichtung, wie das ÖMZ sie ist, zu bekommen. Und Mitarbeit in solcher Einrichtung hat die Rückkopplung in die Kirche bei sich. Natürlich auch die Herausforderung der Kirche. Und Basisgruppen-Leute wollen eben auch nicht nur unter sich sein sie suchen das reflektierende Gespräch mit kirchenleitenden Personen.

3.4

Es bleibt theologisch und gesellschaftlich dabei: Unsere Arbeit beginnt "unten". Und hier darf und muss diese Arbeit im Experiment geschehen. Wer das "wört Experiment scheut, ist nur noch ein Bewahrer. In diesem Punkt steht der Gossner-Mission immer auch die Sorge ins Haus, daß Mitarbeiter kommen oder da sind, die nur institutionell halten wollen, was da ist und die dann nach methodischen Handgriffen und praktischen Richtigkeiten Ausschau halten. Meine Aufgabe bestand und besteht darin, diese Mitarbeiter nicht großzügiger zu lassen.

4. Jürgen ... und morgen?

4.1

Nach fast 25 Jahren kleiner Institution Gossner-Mission in der DDR - Du hast einmal von der Etablierphase gesprochen, und das habe ich gar nicht gern gehört - muß danach gefragt werden, wo denn inhaltlich die Akzente gesetzt werden sollen, um ehrlich weitergehen zu können. Du hast mich zur Buße aufgefordert, und das heißt für mich, zum Bedenken unseres "eigenen nach vorn bei Aufarbeitung von Fehlern. Was ist aufzuarbeiten? Laß mich fünf Punkte nennen:

1. Das Verhältnis arbeitende Theologen (Existenz) und Christen in der Politik.
2. Das Verhältnis existentielles Zeugnis und die Institution.
3. Die Bedeutung von Frömmigkeit für die Existenz.
4. Freundschaft und die Institution.
5. Das Verhältnis existentiell und kirchlichen Zeugnis

4.2

Es liegt mir am Herzen, nach fast 30 Jahren "Gossner-Dienst" festzustellen: Was in Freundschaft geboren und dann auch getan wird, ist Hilfe für eine Entwicklung in Kirche und Gesellschaft. Freundschaft ist eine "ahlgemeinschaft, wie die Freiheit, und ist dennoch etwas ganz anderes. In der Freundschaft wird der Freund etwas zugestanden, was ihn befähigt, frei zu sein von jedermann und bewußt eigene Freiheit zu gehen. Freundschaft ist es aber auch, die zur Korrektur hilft im Denken und in der Lebensführung. Und Sätze sind es, die in Freundschaft gesprochen werden, die mit einem gehen und viel bedeuten. (Ich möchte mal eine Arbeit über die Ökumene als Freundschaftsbewegung schreiben).

4.3

Wenn Freunde miteinander an der Arbeit bleiben, dann kommt auch die Frage, wie weit und wie überhaupt mit Erfahrungen des anderen umgegangen wird. Heute reflektieren wir weithin schon Erkenntnisse

von Freunden, die vor uns in dieser Welt gearbeitet haben; müssen wir das nicht auch tun im Blick auf Freunde, die noch unter uns sind, etwa im Blick auf die arbeitenden Theologen? ... im Blick auf die Christen in der Politik?

4.4

Und ich denke, wir müssen auch über die Sprache neu nachdenken, denn Sprache ist auch Tat. Und es muss wieder im Imperativ gesprochen werden. Hier kommt es mir auf die geistliche Dimension in der Sprache an, aber auch auf das erden am anderen im Miteinandersprechen. Gesprochenes bleibt beim Menschen. Gesagt ist gesagt! Das Wort gilt. Das sind nur Andeutungen zu diesem großen Komplex. Hierher gehört natürlich auch die Frage nach dem verbalen Zeugnis von Jesus Christus inmitten der Gesellschaft. Was sollen Christen anderes predigen als Christus allein? Aber wie? Und was erzählen sie von ihm?

Laß mich meinen Sermon abschließen. Ich bin Dir bestimmt nicht in allen Punkten gerecht geworden. Ich sah mich aber nicht in der Lage, Satz für Satz von Dir anzugehen und zu bedenken. Deine Schrift hat mich gereizt, das Meine mit ins Gespräch zu bringen, um unsere Existenz bessern zu helfen. Dazu möchte ich auch morgen helfen, daß jeder von uns ehrlich lebt, was er glaubt und daß sein Glaube gestärkt wird mit den Erfahrungen der Freunde. Ist das ein kleines Stück "Buße"?

In Freundschaft

Dein

gez. Bruno Schottstädt